



medico international

Zeit der Katastrophe

Was heißt heute Hilfe?

Herausgeber:
 medico international
 Burgstraße 106
 D-60389 Frankfurt am Main
 Tel. (069) 944 38-0
 Fax (069) 436002
 E-Mail: info@medico.de
 Internet: www.medico.de

Redaktion:
 Katja Maurer (verantwortl.)
 Thomas Gebauer, Martin Glasenapp

Lektorat:
 Reinhard Arendt

Gestaltung:
 Andrea Schuldt

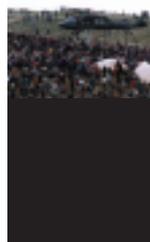
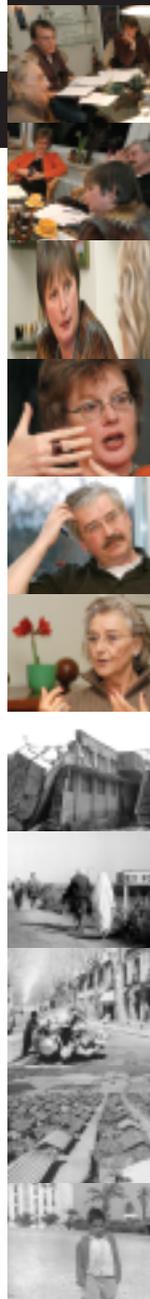
Hinweis:
 Alle Texte und Abbildungen auf den
 Seiten 20, 21, 24, 29, 33 in: Pierre
 Bourdieu: In Algerien. Zeugnisse der
 Entwurzelung. © Pierre Bourdieu /
 Fondation Pierre Bourdieu, Genf.
 Courtesy: Camera Austria, Graz

Spendenkonten:
 1800 Frankfurter Sparkasse
 BLZ 50050201 oder
 6999-508 Postbank Köln
 BLZ 37010050



ISSN 0949-0876

- 3 Editorial
- 4 Kommentar
Ruinen heute
- 7 Das medico-Gespräch
Zeit der Katastrophe
- 10 Indien
Shantis verlorene Kinder
- 14 Appell
Es gibt viele Tsunamis
- 18 Fördermitgliedschaften
Solidarische Hilfe braucht Langfristigkeit
- 22 Sri Lanka
Die Katastrophe war schon vorher da
- 26 Nicaragua
Dies ist mein Dorf
- 28 Westsahara
Eine vernachlässigbare Menge?
- 32 Sierra Leone
Bettler können nichts entscheiden
- 35 medico aktiv
- 37 stiftung medico international
Gegründet... die Stiftung!
- 38 Hinweise
- 38 medico Materialien



Engagierte Objektivierung

Es handelt sich, so der französische Soziologe Pierre Bourdieu im Jahr 2000, um „mein ältestes und aktuellstes Werk“. Gemeint hat er die fotografischen Dokumentationen, die während seiner Feldforschungsarbeiten in Algerien zwischen 1956 und 1961 entstanden sind. Die Fotografien sind bislang unveröffentlicht. Nun werden sie zum ersten Mal in einer Ausstellung in München zu sehen sein. medico hat zum Zustandekommen der Ausstellung beigetragen und deshalb können auch wir in unserem Rundschreiben einen kleinen Teil dieser unveröffentlichten Dokumente zeigen. Gerade in diesem Heft, das sich mit den Bedingungen und der Praxis von Hilfe heute befasst, schien uns das Thema passend. Denn Bourdieus Fotografien handeln von Wahrnehmung und Verständnis. Er habe keinen Augenblick lang vergessen, dass der Gegenstand seiner Fotografien Menschen gewesen seien. Ihnen habe er sagen wollen: „Ich interessiere mich für euch, ich höre euch, ich stehe auf eurer Seite. Ich werde bezeugen, was ihr hier erlebt.“ Dieser Haltung einer „engagierten Objektivierung“ ist Bourdieu immer treu geblieben. Und sie ist ein Bindeglied zur Aneignung der Wirklichkeit, wie sie auch in der medico-Arbeit angelegt ist. Die Fotografien visualisieren die tiefgreifenden sozialen Erschütterungen in Algerien während des äußerst brutal geführten Kolonialkriegs. Darin liegt ein Bezug zur Gegenwart, die durch die globalen Folgen neoliberaler Politik fast ebenso erschüttert wird .

Letzteres ist der Kontext für das medico-Gespräch. Es beschäftigt sich mit den Folgen des Tsunami und mit den damit einhergehenden Veränderungen der Hilfe. Bereits vor zwei Jahren hatte sich medico auf der Konferenz „Macht und Ohnmacht der Hilfe“ mit der immer weiteren Kommerzialisierung und Instrumentalisierung der Hilfe beschäftigt. Daran knüpft dieses Gespräch an.

Eine Hilfe verteidigen, die auf soziale Veränderungen setzt, die Arbeit mit Partnern nicht nur als eine Technik zur Mittelabwicklung begreift und die dem Gedanken einer langfristigen Unterstützung verpflichtet ist - das will das Bündnis „Gemeinsam für Menschen in Not – Entwicklung hilft“. Es hat sich Anfang Januar gegründet. Ihm gehören neben medico international Brot für die Welt, Misereor, terre des hommes und die Deutsche Welthungerhilfe an. Informationen zu dem Bündnis finden Sie auf der gemeinsamen Website: www.entwicklung-hilft.de

Schlussendlich: Wenn Sie dieses Heft durchblättern, werden Sie die sonst üblichen Spendenstichworte vermissen. Wir haben uns die Worte von Frau Gaus zu Herzen genommen, die im nachfolgenden Gespräch zu einer Kampagne zugunsten nicht-zweckgebundener Spenden auffordert. Selbstverständlich nehmen wir jede Spende mit Zweckbindung gern entgegen. Die Stichworte dieses Heftes lauten: **Seebeben, Nicaragua, Westsahara und Sierra Leone**

Herzlichst Ihre



Katja Maurer

P.S. Dieses Rundschreiben erscheint mit Verspätung. Das ist eine Folge des Tsunamis und der beträchtlichen Arbeitsbelastung, die für uns damit verbunden war und ist.

Hinzu kam aber auch unser Umzug. Das medico-Büro befindet sich in neuen, freundlichen Räumen. Zu einem Besuch sind Sie herzlich eingeladen. Die neue Adresse lautet: **medico international, Burgstraße 106, 60389 Frankfurt/Main.**

Ruinen heute

Über das Desaster, die Hilfe und das Problem der Moral

Thomas Gebauer

kommentar

I. „Deutschland – Land der Ideen.“ Das Motto, mit dem die Bundesregierung im Verbund mit der Wirtschaft Deutschland im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft präsentiert will, ist bemerkenswert. Scheint es mit Blick auf die Pisa-Resultate vielleicht ein wenig gewagt, ist es angesichts der aktuellen sozialen Entwicklung Deutschlands nur noch zynisch.

Statt eine zeitgemäße gesellschaftspolitische Vision davon zu entwickeln, wie Existenzsicherung jenseits von Lohnarbeit garantiert werden kann, hält die herrschende Politik unbeirrt am längst zur Fiktion gewordenen Konzept der Vollbeschäftigung fest. Statt nach Formen zu suchen, wie der gesellschaftliche Reichtum zum Wohle aller verteilt werden kann, lässt sie es zu, dass die Schere zwischen Arm und Reich wieder Ausmaße annimmt, die längst überwunden geglaubt waren. Statt denen zur Seite zu stehen, die Opfer einer nur noch den Anteilseignern verpflichteten Ökonomie werden, setzt sie die Arbeitslosen unter Druck. Auch die Wendung, dass es die Opfer selbst seien, die an der ganzen Misere Schuld tragen, ist keineswegs neu.

Immer dreister schüren Politiker und einschlägige Medien einen Sozialneid, der sich rassistischer und chauvinistischer Ressentiments bedient. Unverhohlen droht der hessische Ministerpräsident der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein mit Konsequenzen, falls sie ihre verfassungsmäßigen Rechte wahrzunehmen gedenkt. Kampagnenartig wird die Idee einer nicht nur den Waren- und Kapitalverkehr meinenden globalen Freizügigkeit angegriffen - und werden dabei in volksverhetzender Weise mal eben die Bewohner der Ukraine als „Ostkriminelle“ stigmatisiert.

Was Wunder, wenn in einem solchen Klima keine so recht überzeugende Idee aufkommen will, wie dem sich in der Mitte der Gesellschaft wieder breitmachenden Rechtsextremismus begegnet werden kann. Gegen die NPD aufzustehen, sei eine Sache der Anständigen, mithin der Moral, verkündet die Regierung. Gemeinsam mit der Industrie will sie die Weltmeisterschaft dazu nutzen, um wenigstens im Ausland das Image Deutschlands aufzupolieren. 20 Mio. € sind veranschlagt, um Deutschland als Land der Ideen zu vermarkten. 10 Mio. € gibt die Bundesregierung, nochmals 10 Mio. € sollen DaimlerChrysler, Bayer, Siemens, die Deutsche Bank und OBI & Co. beisteuern, um beispielsweise vor dem Brandenburger Tor ein überdimensionales Auto aufzubauen und den Reichstag mit einem gigantischen Stollenschuh zu schmücken. An einen Springerstiefel ist selbstverständlich nicht gedacht, aber auch nicht an das Herausstellen jenes kritischen Denkens, für das Deutschland auch einmal gestanden hat. Nein, das Ganze sei ohnehin schon viel zu schöngestig, befanden einige Unternehmen und verlangten schlicht nach mehr Zukunftstechnologie.

II. Als Ende letzten Jahres das Seebeben die Küsten Südasiens verwüstete, zeigten sich auch jene Unternehmen spendabel, die ansonsten in vorderster Front der gesellschaftlichen Entsolidarisierung stehen. Zur besten Sendezeit überreichten Banken, Automobilkonzerne, Chemie- und Telekommunikationsunternehmen großformatige Schecks und präsentierten sich werbewirksam als

wohltätige Helfer. Dass die gespendeten Summen nur ein Bruchteil dessen betragen, was den Unternehmen zuletzt an Steuerersparnis zugestanden wurde, blieb im allgemeinen Applaus unerwähnt.

Angesichts von Massentlassungen bei gleichzeitigen Rekordgewinnen wächst der Unmut in der Öffentlichkeit und nehmen auch die politischen Erklärungsnot zu. Zur Behebung des Pflegenotstands, zur Lösung der Bildungsmisere, aber auch zur Finanzierung aller Vorhaben, die zur Bekämpfung der weltweit um sich greifenden Armut benötigt würden, fehlen den gesellschaftlichen Institutionen nicht zuletzt jene Mittel, die der Staat in den letzten Jahren den Unternehmen als Steuererleichterung geschenkt hat. Die Lage scheint verfahren, zumal von den vielen neuen Arbeitsplätzen, mit denen der Kahlschlag in der Sozialpolitik begründet wurde, nichts zu sehen ist. Weder in Deutschland, noch in Europa, nirgendwo.

Wie groß die globale Misere ist, das war im Augenblick der akuten Katastrophe zu erahnen. Für einen Moment blitzte auf, was ansonsten der Wahrnehmung entzogen bleibt. Weit über die von der Flut betroffenen Regionen hinaus verunsicherte und empörte das Desaster. So paradox es klingt: In einer Welt, die in den Irrationalitäten und Kollateralschäden des herrschenden Neoliberalismus zu versinken droht, bot ausgerechnet die Hilfe für die Opfer der Flut so etwas wie einen Halt. Das mag verständlich sein, doch kommt es darauf an, die Opfer nicht nur als „Mittel“ der eigenen Rettung, sondern als konkrete Menschen zu entdecken.

III. Auch in Deutschland hat das Seebeben eine einzigartige Welle der Hilfsbereitschaft ausgelöst. Spenden von über 500 Mio. €, das hat es nie zuvor gegeben. Angesichts solcher Hilfsbereitschaft steht zu hoffen, dass der herrschende Trend der gesellschaftlichen Entsolidarisierung zumindest nicht unwidersprochen bleibt. Insbesondere unter jüngeren Menschen scheint das Bedürfnis nach sozialem Ausgleich zu wachsen. Noch aber ist die Bereitschaft zur Hilfe in Not vor allem moralisch-humanitär begründet und nicht Ausdruck politischer Solidarität, die auf die Abschaffung des Leidens zielt. Die fehlende Wahrnehmung für den politischen Gehalt der Hilfe aber birgt große Gefahr: Sie macht das soziale Engagement anfällig für seine Instrumentalisierung zu vielerlei eigennützigen Zwecken.

Zum Beispiel in Sri Lanka, wo die dortige Regierung in der Katastrophenhilfe eine willkommene Gelegenheit zur Durchsetzung eines lange gehegten ökonomischen Modernisierungsprojektes sieht. Mit allen Mitteln soll die heimische Wirtschaft nun an die globalen Märkte angeschlossen werden. Die vielen vom Seebeben so arg getroffenen Kleinfischer sollen nun einer kapitalintensiven Hochseefischerei Platz machen, und die mit Hilfsgeldern demnächst instandgesetzte Trinkwasserversorgung möglichst rasch privatisiert werden. Unversehens können sich heute Helfer in jener Rolle wiederfinden, die in den Zeiten des Kolonialismus den Missionaren zugefallen war. Nur geht es heute nicht mehr um die ideologische Absicherung kolonialer Eroberungen, sondern um die Mithilfe bei der Globalisierung

eines Wirtschaftsmodells, das die Menschen nur noch aus dem Blickwinkel möglicher Verwertung betrachtet.

IV. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte der Philosoph Günther Anders, der vor dem Terror der Nazis in die USA geflohen war, nach Europa zurück. In seinen Tagebüchern erzählt er von den Begegnungen mit den ‚einfachen‘ Bewohnern von Wien, die es völlig richtig fanden, dass Warschau und London zerstört wurden, weil eben auch Wien und Dresden in Schutt und Asche lagen. Die eigenen Trümmer standen derart im Vordergrund, dass sie auch das zeitlich Erste wurden und die Umkehrung von Ursache und Wirkung begründeten.

Vielen schienen die Ursachen der Katastrophe *noch* unbekannt, doch schlimmer fast wog, dass vielen die Tatsache der Katastrophe selbst *schon* wieder unbekannt war. Sie haben sie, so schreibt Anders, ‚vergessen‘, weil, diese zu halten oder zu verarbeiten, ihre Kraft nicht auslangte. - Wer um Gottes Willen soll das Geschehene nun aufbewahren, wer die Konsequenzen ziehen, wer die Warnungen formulieren? - Oder wird nach Jahren das verdrängte Bild des Grauens von neuem aufsteigen? Und werden die Ruinen wirklich werden, wenn sie wieder repariert sind?“

In einem Gartenlokal sitzend, überlegte Anders, wer von den Gästen, die da nun so reizend mit ihren Kindern spielten, wohl zu denen gehört haben, die an den Greuel beteiligt waren. „Prüfend blicken wir von einem Gesicht zum nächsten: Welcher war es? Welche waren es? Denn auch unter ihnen müssen ja schließlich ein paar von jenen sitzen, die die Greuel mit auf dem Gewissen haben. Oder mindestens einer. - Aber bei keinem kann ich mich entschließen, zu sagen: *der*, oder *wahrscheinlich der*, oder auch nur: *vielleicht der*. Sind sie wirklich andere Menschen als anderswo? Und so verschieden von den Menschen, die sie früher waren? Wirklich veränderte Menschen?“

„Was sie getan haben,“ so vermutete Anders, „hat sie damals wirklich geprägt, aber eben nur damals. Denn heute sind sie nun von der heutigen Situation gleichfalls wirklich ‚geprägt‘; oder in ihre alte Form zurückgeprägt.“ – Das sei zugleich tröstlich und entmutigend: „Tröstlich ist es zu wissen, nicht unter ‚Unmenschen‘ zu leben. Entmutigend, zu wissen, zwischen Menschen zu leben, die nichts sind, als die jeweilige Variante ihrer Situation.“

Aber „moralisch wünschenswert“, so schließt Anders seinen Gedanken, „ist nicht diejenige Situation, in der möglichst viele Menschen Moralisches (gegen die Welt) leisten oder leisten müssen; sondern umgekehrt diejenige, in der die Möglichkeit, die ‚Versuchung‘, unmenschlich zu sein, ihr Minimum erreicht. In der also, paradox ausgedrückt, Moral ‚aufgehoben‘ ist und verschwinden kann. Letzlich nämlich ist Moral etwas Unerwünschtes: Ihr Dasein beweist nur, dass die Organisation der Gesellschaft von einer solchen Art ist, dass sie Menschen dauernd schuldig machen kann, dass sie Moral ‚nötigmacht‘. *In einer guten Welt erübrigen sich die Tugenden.* -“ ■

Zeit der Katastrophe

*Ein Gespräch über die Spendenflut nach dem Tsunami, die Kommerzialisierung der Barmherzigkeit und die Aufgaben einer politisch intelligenten Hilfe. Mit: Cornelia Füllkrug-Weitzel, Bettina Gaus, Claudia von Braunmühl und Thomas Gebauer **

Auf die Flutwelle folgte die Spendenwelle. Niemals zuvor wurde so viel gespendet. Viele Religionen haben apokalyptische Visionen wie die Sintflut. Sind es diese archaischen Bilder, die die Spendenflut ausgelöst haben?

Cornelia Füllkrug-Weitzel: Es mag auch theologische Gründe geben. Viel handfester erscheinen mir aber andere Motive: Die Anwesenheit der Touristen, die uns die Katastrophe viel näher rücken. Man hatte das Gefühl, auch der eigene Nachbar hätte betroffen sein können. Die Medien: Das Leiden übermitteln sich im Gegensatz zu den humanitären Folgen von politischen und strukturellen Krisen ohne zeitliche Verzögerung, in Echtzeit sozusagen. Die Ohnmacht: Der Tsunami hat den Glauben daran, dass alles steuerbar sei, erschüttert. Gegen Ohnmachtsgefühle war Hilfsbereitschaft und Spenden eine Handlungsoption.

Bettina Gaus: Spendenbereitschaft ist zuerst Ausdruck von Mitgefühl. Und das ist umso höher, je mehr man sich mit dem anderen identifizieren kann. Das Mitgefühl mit jemandem, dessen Lebensumfeld von einer Nato-Bombe zerstört wurde, ist geringer als mit einem Menschen, der Opfer einer Naturkatastrophe wurde. Es geht um Schuld und Unschuld. Ersteren – soweit er nicht der Opposition angehört – macht man unterschwellig für die diktatorischen Verhältnisse mitverantwortlich. Da die Diktatur als Kriegsauslöser betrachtet wird, ist er in dieser Sichtweise selbst für seine Notlage verantwortlich. Das Katastrophenopfer ist dagegen vollkommen schuldlos.

Thomas Gebauer: Gefühle von Ohnmacht waren sicher zentral. Allerdings würde ich den Akzent ein wenig anders als Frau Füllkrug-Weitzel setzen. Die Ohnmacht rührte vielmehr aus dem Erleben struktureller Nöte, wie dem Hunger, der in der Welt herrscht, der Umwelterstörung, den Kriegen, die allgegenwärtig und bestens dokumentiert sind, aber so hilflos machen. Alle sind gegen Krieg und Elend, doch wirken sie fast schon wie eine zweite Natur. Im Falle der Flutkatastrophe konnte man dagegen endlich handeln. Insofern ist die Reaktion auf die Flut zwiespältig. Man hilft dort, wo das Helfen einfach erscheint, und rechtfertigt darüber, nichts gegen die strukturellen Katastrophen unternehmen zu müssen.

War dieser Wettbewerb um Spendeneinnahmen noch Ausdruck von Mitgefühl oder schon ein Ergebnis einer kommerzialisierten Hilfsindustrie?

C. Füllkrug-Weitzel: Ja, es ist eine Kommerzialisierung der Hilfsbereitschaft zu beobachten, die ich aber auch nicht per se schlecht finde. Man muss genau hinschauen, worin mögliche Gefahren liegen.

* Bettina Gaus ist Journalistin, Cornelia Füllkrug-Weitzel Direktorin von Brot für die Welt und Diakonie Katastrophenhilfe, Claudia von Braunmühl Sozialwissenschaftlerin und Honorarprofessorin für Internationale Politik an der FU Berlin und Thomas Gebauer Geschäftsführer von medico international.

Dass unter den Medien ein regelrechter Wettstreit darum entbrennt, wer mehr Spendengelder einnimmt, hat auch die Unternehmen auf den Plan gerufen. Die öffentliche Darstellung und Werbung mit der eigenen Hilfsbereitschaft ist eine neue Dynamik, deren Folgen man für die Zukunft gut bedenken muss. Aber es ist doch schön, dass endlich einmal ein Wettbewerb darüber stattfindet, dass jeder ein guter Mensch sein will.

T. Gebauer: Nichts gegen das Engagement von Menschen. Bleibt Hilfsbereitschaft aber auf einer ausschließlich moralischen Ebene, ohne den politischen Kontext wahrzunehmen, in dem sie sich ereignet, wird Hilfe anfällig für vielfältige Formen von Missbrauch. Alle applaudierten beispielsweise der Deutschen Bank, dass sie 10 Millionen für die Tsunami-Opfer gespendet hat. Nur wenigen aber fiel auf, dass 10 Millionen, gemessen an den Steuerersparnissen, die Unternehmen wie der Deutschen Bank in den vergangenen Jahren zugestanden wurden, nur Peanuts sind und bestenfalls der Imageaufbesserung dienen. Aus solcher Indienstrahle von Hilfe für eigennützige Zwecke resultieren große Probleme für die Hilfe selbst. Was geschieht, wenn sich die Spender nach einem Jahr verwundert die Augen reiben und feststellen, dass Hilfe für das Gegenteil dessen verwandt wurde, was sie eigentlich im Sinn hatten? Ich bin überzeugt, dass die Welt nicht an zuwenig Hilfe leidet, sondern an Verhältnissen, die immer mehr Hilfe nötig machen.

Claudia v. Braunmühl: Ich war während des Tsunami auf der anderen Seite des indischen Ozeans, in Kenia. Dort war von Hilfe überhaupt nicht die Rede. Umso überraschter war ich über die Hilfsbewegung hier. Ich empfand manches als sehr bizarr. Dass viele glaubten, sie seien geeignete Helfer vor Ort. Oder dass der Verkauf des eigenen alten Plunders über eBay nun zur Hilfsleistung gealdelt wurde.

Erleben wir jetzt nicht, nach aller Euphorie über die nie dagewesene Spendenbereitschaft, dass die immense Hilfe mehr Schaden anrichtet als nutzt?

B. Gaus: Ich möchte die Menschen und ihre Hilfsbereitschaft nicht kritisieren. Zu kritisieren wären die, die professionell damit zu tun haben. Sie sind auf einer recht billigen Schiene des Mitleids gefahren, um Geld zu sammeln. Das hat Folgen. Jeder weiß, dass das Spendenvolumen ebenso wie die Mittel der Entwicklungshilfe begrenzt sind. Diese Spendenwelle wird dazu führen, dass weniger Spenden und weniger staatliche Gelder für andere gute und langfristige Arbeit in Krisen zur Verfügung stehen, wo die dramatischen Bilder fehlen. Warum kein Mitgefühl für den Kongo? Mehrere Millionen Menschen sind dort in den letzten Jahren infolge des Bürgerkriegs ums Leben gekommen.

C. v. Braunmühl: Entscheidend ist, was Hilfsorganisationen unternehmen, um die Spendenbereitschaft der Menschen intelligent zu machen. Man sollte nicht immer nur die Konto-Nummer präsentieren. Es muss vielmehr darum gehen, die Menschen über die Art des Helfens zu informieren. Deutlich zu machen, dass nicht jede Hilfe wirksam und hilfreich ist. Ja, dass sie Schaden anrichten kann. Man sollte den Scheinwerfer besser auf die Arbeit der Hilfsorganisationen richten.

Wie kann dem Vermarktungsdruck begegnet werden, der die NGOs zwingt, immer suggestivere Bilder einzusetzen, anstatt die Komplexität der Hilfe darzustellen?

B. Gaus: Die Zweckbindung von Spenden erscheint mir als ein Problem: für Tsunami-Opfer, für Kinder,

für Hungernde. Diese Zweckgebundenheit verhindert politisch intelligente Hilfe. Die defensive Haltung der Hilfsorganisationen führt dazu, dass jeder glaubt, Hilfe sei etwas, dass jeder, der gute Absichten verfolgt, einfach so vor sich hintun kann. Dabei handelt es sich doch um ein sehr komplexes, richtig kompliziertes Handwerk, was die, die es tun, professionell tun müssen. Solange ich mir aber jeden Abend in der Tagesschau des Volkes Stimme anhören muss, die erklärt, ich will aber sehen, dass meine Spende eins zu eins dort ankommt und nicht für Verwaltungskosten verwandt wird, so lange wird es schwierig mit einer wirksamen und intelligenten Hilfe.



vnr: C.v. Braumühl, M. Glasenapp, K. Maurer, C. Füllkrug-Weitzel, T. Gebauer, B. Gaus:
„Sollte man nicht so etwas wie einen Nach-Tsunami-Watch organisieren, der kontinuierlich von den Dilemmata und Schwierigkeiten berichtet?“

Foto: Christian Ditsch

C. v. Braumühl: Überfordern Sie alle hier nicht die Akteure? Not- und Entwicklungshilfe sind auch eine Existenzgrundlage. In den jetzigen Zeiten der knappen Mittel und der Arbeitsplatzvernichtung ist die Logik der Ressourcensicherung sehr mächtig. Das ist ein einschränkender Faktor für die Idee einer politischen Hilfe, wie Thomas Gebauer sie vertritt. Ich finde, man kann die Akteure auffordern, die Ambivalenzen und Schwierigkeiten, Dilemmata und Hindernisse in ihrer Arbeit offen auszusprechen. Von ihnen aber zu verlangen, mit der größtmöglichen Zivilcourage diese auch noch anzugreifen, halte ich für eine Überforderung, wenn dies ein Risiko für die eigene persönliche oder organisatorische Existenz bedeutet.

T. Gebauer: Ich glaube, dass viele Spenderinnen und Spender sehr wohl etwas mit einem politischen Begriff von Hilfe anfangen können. Unklar ist jedoch, in welchem Maße eine solche kritische Öffentlichkeit wachsen kann. Dass trotz der medialen Tsunami-Dramatisierung dennoch viele nicht-zweckgebundene Spenden geleistet wurden, verweist immerhin auf ein kritisches Potential.

B. Gaus: Ich halte es für politisch gefährlich, die immanente Logik zu akzeptieren und darauf zu hoffen, sie akzeptierend verändern zu können. In den vergangenen 15 Jahren wurden alle Kriege und Militäreinsätze mit vorgeblichem Mitleid gerechtfertigt. Das galt für Kosovo, für Somalia, für Afghanistan, sogar für den Irak.

T. Gebauer: Die immanente Logik des Geschehens zu akzeptieren, hieße zuzulassen, dass die Hilfe endgültig aus ihrem sozialen Kontext herausgelöst wird und zur Ware verkommt. Stattdessen bedeutet Helfen mehr und mehr nur noch einen technischen Vorgang, die Bereitstellung von Hilfsgütern, die Vermarktung einer scheinbaren Effizienz...

C. Füllkrug-Weitzel: ...Das ist richtig. Nur fürchte ich, dass man die Tendenz zur Kommerzialisierung nicht wirklich zurückdrängen kann. Man muss das zur Kenntnis nehmen und sich auch gewissen Zwängen beugen. Gleichzeitig darf man die eigene Art der Hilfe, die Kontexte berücksichtigt, sich am Bedarf und am Menschen orientiert, nicht aufgeben.

T. Gebauer: Vielleicht ist es längst nicht mehr die Frage, inwieweit man sich den Marktmechanismen beugt und wo man sie kritisiert. Die Gefahr ist, dass gerade jene Hilfsorganisationen, die für ihr Handeln einen sozialen Rahmen herstellen, in ihrer Existenz bedroht sind. In der Europäischen Union ist unter dem Stichwort „Untying Aid“ längst von einer weitgehenden Liberalisierung der Hilfe die Rede,

Shantis verlorene Kinder

Unterschiedliche Konzepte der Rehabilitation – ein Beispiel aus Indien

Shanti hat alle ihre vier Kinder in den Fluten verloren. Die 25jährige Fischersfrau sitzt stumm auf dem Sandboden zweihundert Meter von der Küste entfernt vor den Überresten ihres Hauses. Neben ihr sitzt ihr geistig behinderter Bruder. Auf offenem Feuer kocht ihre Mutter für alle. Das Baby ihrer Schwester lacht und zieht krabbelnd um die Familie herum. Shanti schweigt. Vor ein paar Tagen kamen Helfer und wollten sie in die Psychiatrie bringen – nur zu ihrem Besten, wie es hieß. Die Mutter zerbrach sie wieder aus dem Wagen: Sie bleibt hier. Sister Mary vom Freiwilligenteam der Community Health Cell (CHC) setzt sich neben Shanti auf den Boden und redet leise mit ihr. Shanti spricht ein wenig. Die Mutter erzählt, langsam fange Shanti wieder an zu essen. Sister Mary zeichnet einen Uterus in den Sand. Sie ist Krankenschwester und versteht etwas vom menschlichen Körper. Shanti wird keine Kinder mehr bekommen. Sie ist sterilisiert, so wie es die staatlich propagierte Verhütungsmethode für die Armen vorsieht. Auf der Rückfahrt nach Chennai sagt Sister Mary, es sei ein Glück gewesen, dass die Familie Shanti vor der Psychiatrie bewahrt habe: „Da wäre sie nie mehr herausgekommen. Unterstützt man die Familie, kann ihr dort viel besser geholfen werden.“

Wir begegnen Shanti und Sister Mary drei Wochen nach dem Tsunami an der indischen Ostküste im Bundesstaat Tamil Nadu. Die Freiwilligenteams des CHC, einer der Gründungsorganisationen der Gesundheitsbewegung „People’s Health Movement“, besuchten da bereits regelmäßig das Küstendorf und Shanti. Die Teams von Ärzten, Psychologen und Krankenschwestern arbeiten nach der Philosophie der Basisgesundheitsversorgung. Ein maßgeblicher Unterschied: Während in Shantis Dorfzentrum die staatliche Ärztin auf Patienten wartet, um Medikamente zu verteilen, gehen Sister Mary und das Team unter Leitung von Ravi Rajendran auf die Menschen zu. Rajendran, der CHC -

um sie gänzlich den Marktmechanismen zu unterwerfen. Mit Macht drängen profitorientierte Unternehmen darauf, an den expandierenden Ausmaßen der global geleisteten und zu leistenden Hilfe partizipieren zu können. Zug um Zug wird Hilfe zu einem ganz normalen Geschäft.

C. Füllkrug-Weitzel: Diese Ökonomisierung geschieht auch mit der sozialen Arbeit im Inland.

Wenn die Spenderinnen und Spender jetzt kritisch nachfragen, was denn mit den Millionen passiert, droht den Hilfsorganisationen nicht dann der eigentliche Super-GAU?

B. Gaus: Hilfe ist bereits ein ganz normales Geschäft. Die Schäden, die sie anrichten kann, sind für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung häufig größer als ihr Nutzen. Das liegt daran, dass viele Akteure nicht international vernetzt sind. Und sie handeln wie im Computerspiel. Nach dem Motto, wir probieren mal etwas, mal sehen, ob es etwas nutzt. Manchmal erscheint die Hilfe umso sinnvoller, je weniger man davon versteht. Gegen den Bau einer Schule in einem Flüchtlingslager kann niemand

Nothilfekordinator, kennt das Schicksal der Bewohner und ihre Lebensumstände genau - die Ärztin nur die Krankheiten derer, die überhaupt zu ihr finden. Rajendran ist Soziologe und arbeitet seit Jahren mit Menschen am Rand der indischen Gesellschaft. Ebenso Sister Mary, die in Andra Pradesh ein Basis-Gesundheitszentrum für aidskranke Frauen und Kinder leitet. Für sie führt der Weg zur Gesundheit nicht über Medikamente, sondern über die Einbeziehung der gesamten Lebensumstände und die Stärkung der sozialen Netze. Die erste Gesundheitsmaßnahme des CHC in Shantis Dorf war deshalb die Selbstorganisation der Frauen, die nun gemeinsam getrockneten Fisch vermarkten, um ihre Familien zu ernähren. Die Ärztin riet Shanti zu Psychopharmaka. Shanti und Sister Mary überlegen dagegen, ob sie sich nicht an die Vermittlungsstelle für Tsunami-Waisen Kinder wenden sollte. Ein gemeinsames Schicksal lässt sich besser auch gemeinsam tragen.

Mittlerweile ist die Nothilfephase an der vom Tsunami betroffenen indischen Küste zu Ende. In einer ersten Zwischenbilanz des von medico geförderten Tsunami-Response-Watch wird deutlich, dass die NGOs zu häufig an den Nöten der Betroffenen vorbeigehen. Beispiele dafür sind: fensterlose Übergangsquartiere, in denen auf weniger als 7 Quadratmetern eine 8-köpfige Familie ausharren soll; offene Latrinen, die das Grundwasser verseuchen; die konsequente Ausgrenzung der kastenlosen Dalits, einer der ärmsten Bevölkerungsschichten, von der Hilfe. Und vor allen Dingen: Es gibt zu wenige NGOs, die wert darauf legen, die Gemeinden zu stärken, um diesen tatsächlich Teilhabe an dem Wiederaufbau der zerstörten Regionen zu sichern. Partizipation, so der Bericht, beschränke sich meist auf die Einbeziehung der lokalen Verwaltung.

Unter www.medico.de finden Sie fortlaufend Informationen über die Arbeit unserer Partner und ausgewählte Berichte, Reportagen und Studien des Tsunami-Response-Watch. Auch die Geschichte von Shantis Dorf wird dort fortgesetzt. Regelmäßig werden die Berichte von medico gesichtet. Die Internetseite unserer indischen Kollegen lautet: www.indiadesaster.org.

etwas einwenden. Nur: Wenn das Flüchtlingslager ein Transitlager ist, dann hat die Verbesserung der Lebensverhältnisse im Lager die entsetzliche Folge, dass die Leute dort bleiben, ohne eine dauerhafte Existenzperspektive zu haben.

Fragt sich nur, ob eine größere Öffentlichkeit das weiß, bzw. ob sie es jetzt im Zuge der Hilfseinsätze nach dem Tsunami erfahren wird...



B. Gaus: Die Zweckbindung von Spenden verhindert eine politisch intelligente Hilfe.



C. Füllkrug-Weitzel: Langfristige Hilfe besteht nicht aus dem Kauf von Fischerbooten.

C. Füllkrug-Weitzel: ...Dagegen hilft nur, die Qualitätsunterschiede deutlich zu machen. Eine qualitativ sinnvolle und gute Hilfe braucht einen langen Atem, eine umfassende gesellschaftspolitische und ökonomische Analyse sowie deren Berücksichtigung. Sie bedarf der Menschen und Partner vor Ort, die selbst diese Hilfe steuern.

T. Gebauer: Das sehen wir bei medico genauso - und fügen hinzu, dass es darauf ankommt, genau diese Komplexität von Hilfe auch öffentlich herauszustellen. Dem Mythos des kompetenten weißen Helfers, der auf scheinbar völlig hilflose Opfer trifft, muss widersprochen werden. Er stimmt genauso wenig wie die weitverbreitete Vorstellung einer Hilfe, die überparteilich und neutral sei. Die Idee, Hilfe mische sich nicht ein und verfolge keine Interessen, stimmt einfach nicht. Das Problem beginnt ja schon mit der Frage, wer Hilfe erhalten soll und wer nicht. Schon das ist eine politische Frage. Und dennoch behauptete kürzlich der Bundesaußenminister, dass selbst die humanitäre Hilfe, die die Bundesregierung leistet, neutral sei. Unter solchen Umständen muss man sich nicht wundern, wenn nun alle ohne Rücksicht auf die politischen Rahmenbedingungen, ohne Analyse der Situation vor Ort und ohne Partner einfach „draufhelfen“. Von Qualität ist dann keine Rede mehr. Das ist übrigens auch das Problem der Partnerschaftsinitiative, die der Bundeskanzler ins Spiel gebracht hat. All die

gutgemeinten Angebote von Schulen, Krankenhäusern, Städten werden eine Enttäuschung erleben, wenn sich herausstellt, dass von Neutralität und Interessenfreiheit keine Spur ist.

C. v. Braunmühl: Der komplexe Kontext existiert nicht nur auf der Geberseite, sondern auch auf der Empfängerseite. Auch dort geht es um Macht bis hin zum Kampf um Geschlechterordnungen. Wenn einmal ein Lager eingerichtet wurde, dann finden massive Auseinandersetzungen und Gewalttätigkeiten



T. Gebauer: To keep the story simple ist die gängige Strategie des Geldsammelns.



C. v. Braunmühl: Ich empfand es als sehr bizarr, dass viele glaubten, sie seien geeignete Helfer vor Ort.

Fotos: Christian Ditsch

ten insbesondere gegen die Frauen statt, so dass bereits die Einrichtung eines Lagers als eine höchst zwiespältige Hilfsmaßnahme zu betrachten ist.

Frau Gaus schlug Vernetzung als Weg für eine qualitativ sinnvolle Hilfe vor...

C. Füllkrug-Weitzel: ...Ich würde nicht mit jedem zusammenarbeiten. (*Einwurf von Frau Gaus: Da gebe ich Ihnen recht.*) Aber selbst in unserem globalen kirchlichen Netzwerk ACT produziert eine sinnvolle Vernetzung neue Probleme. Wir haben nun beschlossen, nicht nur in der Katastrophen- sondern auch in der Entwicklungshilfe kontinuierlich zusammenzuarbeiten. Die sinnvolle Idee war, dass wir unsere Mittel bündeln wollen, um tatsächlich tiefgreifende Veränderungen bewirken zu können. Dies stellt unsere Partner jedoch auch vor Probleme. Die Geber könnten zu einer geballten Macht werden. Und die Empfänger im Süden verlieren möglicherweise selbst ihre kleine Macht, uns wenigstens gegeneinander auszuspielen. Wir stehen darum vor der Aufgabe, eine globale Netzwerkstruktur zwischen Partnerkirchen und –NGOs im Süden und den Hilfsorganisationen im Norden zu entwerfen, die die ohnehin bestehende Asymmetrie der Macht nicht noch verstärkt, sondern verringert. Keine leichte Aufgabe.

T. Gebauer: Das Ziel müsste also weniger eine Vernetzung zwischen Nord-NGOs sein, als vielmehr eine Vernetzung mit unseren Partnern im Süden. medico hat beispielsweise, und ich denke, dass ist bei Brot für die Welt ähnlich, eine ganze Reihe von Partnerorganisationen, mit denen uns nicht nur die Finanzierung in konkreten Hilfsprojekten verbindet, sondern vor allem das gemeinsame politische Bemühen um einen gerechten Zugang zu einer angemessenen Basisgesundheitsversorgung. Dazu gehören auch indische und srilankische Partner, mit denen wir seit längerem in politischen Netzwerken zusammenarbeiten und die wir nun, in der konkreten Notsituation, auch mit Ressourcen unterstützt haben. Solche Vernetzungen haben zwei Standbeine: die Politik und die Hilfe. Sie bewegen sich mit konkreten Maßnahmen ganz bewusst in einem gesellschaftlichen Kontext.

Kann sich denn eine derart vernetzte Hilfe und Zusammenarbeit mit Partnern vor Ort so vor drohendem Missbrauch schützen?

B. Gaus: Nehmen wir nur die Situation in Aceh. Das Dilemma dort ist doch kaum aufzulösen. Die Bevölkerung erhofft sich von der internationalen Präsenz Schutz vor dem entfesselten Militär. Die Hilfsorganisationen stehen jedoch in jedem Fall vor der Frage, ob sie den Machtmissbrauch der Militärs öffentlich machen oder nicht, weil sie fürchten, ihre Quelle zu verraten und zu gefährden. Die Militärs sind den ausländischen Organisationen dankbar, denn sie sorgen mit ihrer Hilfe für Ruhe und Ordnung...

Es gibt viele Tsunamis

Solidarität muss global gedacht werden: Ein gemeinsamer Appell von medico international und dem People's Health Movement

Zum Jahresende führten die Fluten des Tsunami zu einer der größten menschlichen Tragödien der jüngeren Geschichte. Die Mitgliedsorganisationen des People's Health Movements (PHM) in den betroffenen Ländern erhielten aus aller Welt solidarische Hilfe. Als Mitglied des PHM unterstützte medico international sofort die Anstrengungen lokaler Hilfs-, Rehabilitations- und Entwicklungsorganisationen in Indien und Sri Lanka. Dabei folgten wir unseren gemeinsamen Prinzipien:

Hilfe und Rehabilitation müssen in enger Partnerschaft mit den betroffenen Gemeinden geleistet werden: Ihre Bedürfnisse, Ideen und Wünsche wie ihre sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Rechte sind anzuerkennen. Solidarische Unterstützung muss langfristig geleistet werden und dazu dienen, die betroffenen Gemeinden zur aktiven Teilhabe zu ermächtigen statt sie zu passiven Empfängern herabzuwürdigen. Wer schon vor dem Desaster von den gesellschaftlichen Verhältnissen marginalisiert wurde, darf nicht noch weiter marginalisiert werden. Rehabilitation darf sich deshalb nicht den Interessen von Staaten, nationalen Regierungen, Geldgebern und Unternehmen beugen, auch nicht den Eigeninteressen der Hilfsorganisationen.

C. Füllkrug-Weitzel: Gerade wegen dieser Dilemmata in komplexen Situationen sind manche mit großem moralischen Pathos vorgetragenen Schuldzuweisungen oder Forderungen nach klaren Positionierungen ethisch oft nicht so wertvoll, wie sie scheinen. Man behauptet, man wisse einen Weg aus den Dilemmata, und sammelt doch vor allen Dingen mit diesen einfachen Lösungen viel Geld. Leider kommen diese Auftritte auch bei einem politisierten, kritisch denkenden Publikum sehr gut an. Auch wenn solche schlichten Zuspitzungen mit einer kritischen Öffentlichkeitsarbeit, wie wir sie hier fordern, nichts zu tun haben. Humanitäre und Entwicklungshilfe ist kompliziert und sie steckt voller moralischer Dilemmata. Vor dem Hintergrund eines christlichen Menschenbildes beanspruchen wir nicht – und müssen es darum auch nicht behaupten -, nur das Reine, Richtige und Gute zu tun. Wir sind uns darüber bewusst, dass wir Fehler machen und politisch missbraucht werden, so sehr wir uns um Qualität und wirkungsvolle Hilfe bemühen mögen. Hilfe, die sich dieser Komplexität stellt und sie auch offen anspricht, ist absolut sinnvoll. Ganz im Gegenteil zu den „reinen“ Lösungen, die sich häufig als Lösungen mit dem „Holzhammer“ erweisen.

Die entscheidende Frage ist nach wie vor, *wie* wird geholfen. Im Falle des Tsunami wird unsere Hilfe soweit nur irgend möglich über lokale Partner geleistet. Unsere eigene Präsenz vor Ort ist so klein wie möglich und damit auch unsere Manipulierbarkeit durch Regierungen und Militär. Unsere Partner vor Ort, darunter auch Menschenrechtsorganisationen, die wir zum Teil seit Jahrzehnten kennen, wissen, wie die Hilfe so zu gestalten ist, dass sie nicht von Machthabern umgewidmet, missbraucht oder instru-

Menschen überall in der Welt haben mit ihrer überwältigenden Hilfs- und Spendenbereitschaft ein Zeichen der globalen Verantwortung gesetzt. Doch werden diese Anstrengungen nur dann gerecht und nachhaltig sein, wenn wir unsere Solidarität umfassend praktizieren: gegen die fortdauernden „Tsunamis“ von Krieg und Besatzung, gegen die Dominanz der Globalisierung durch die transnationalen Unternehmen, gegen das Unrecht der TRIPS- und GATS-Abkommen.

Gemeinsam mit dem globalen Netzwerk des People's Health Movement unterstützt medico international Partner nicht nur in Indien und Sri Lanka. In Nicaragua gilt unsere Solidarität den Überlebenden des Hurrikans Mitch, die noch immer dabei sind, ihr Leben und ihr Auskommen wiederherzustellen. In Südafrika unterstützen das PHM und medico gemeinsam Überlebende der HIV/AIDS-Epidemie, die in ihren Dimensionen die jüngste Katastrophe in Südasiens noch übersteigt.

Das People's Health Movement setzt sich für das Recht auf Gesundheit ein und unterstützt deshalb alle, die um die Verwirklichung dieses Menschenrechts kämpfen: die brasilianischen Landlosen ebenso wie die palästinensischen Olivenbauern, die Überlebenden der Militärdiktaturen in Lateinamerika wie die Menschen in den kriegsverwüsteten Gesellschaften Angolas, Mosambiks oder Liberias. Sie alle bedürfen ebenso der Solidarität wie die Betroffenen der Tsunami-Katastrophe.

Thelma Narayan (PHM Indien), Vinya Ariyaratne (PHM Sri Lanka), Thomas Gebauer (medico international)

mentalisiert werden kann. Deshalb müssen sie in der Analyse der Situation und in der Bestimmung des Bedarfs absoluten Vorrang haben.

Ist es wirklich so schwierig, die verschiedenen Interessenslagen vor Ort darzustellen und aus dieser öffentlichen Diskussion einen Steuerungsmechanismus zu entwickeln, damit die ungeheure Hilfsbereitschaft sich auch sinnvoll niederschlägt?

T. Gebauer: Unsere Partner aus Sri Lanka erzählen folgendes: Viele Organisationen seien ins Land gekommen und haben alle dieselben Floskeln benutzt: Ownership, Partizipation, Partnerorientierung. Sie taten so, als würden die lokalen Partner über ihre Arbeit selbst bestimmen. Aber dann kam die



vlnr: C. Füllkrug-Weitzel, T. Gebauer, B. Gaus, M. Glasenapp, K. Maurer, C. v. Braunmühl

Fotos: Christian Ditsch

Forderung, dass sie alle Bauprojekte durchführen sollten, damit man etwas sieht, damit man die Ergebnisse den Gebern und Spendern sichtbar machen kann. Aber keiner war bereit, die Handykosten zu finanzieren. Dabei war das Handy absolut notwendig, um dort zu agieren und die Aktivitäten zu koordinieren. Wenn man so will: die Grundlage für Ownership und Partizipation.

B. Gaus: Da beißt sich die Katze in den Schwanz. So lange sich die Organisationen nicht einigen und gegen die scheinbare Vernunft der Spender agieren, die am liebsten Patenschaften für ein Kind übernehmen würden, so lange werden die Handykosten nicht übernommen. Solange die Organisationen nicht anfangen zu sagen: Verwaltungskosten sind nötig, es gibt Missbrauch von Hilfe, trotzdem müssen Handykosten bezahlt werden, und lieber Spender, ihr müsst nicht immer etwas sehen. Solange das nicht auch in die großen Medien kommuniziert wird, solange wird es schwierig für alle, die es anders machen.

Die FAZ titelte bereits „Hilfe ist politisch“ und in Klammern „eben nicht neutral“. Erleben wir nicht zum ersten Mal, dass die Zeitungen diesen komplexen Zusammenhang aufgreifen?

B. Gaus: Sie überschätzen die Wirkung dieser einfühlsamen Reportagen. Es gibt einen Höhepunkt des Interesses, dann kommt die Frage, ob deutsche Kinder von den Flutbildern traumatisiert werden, dann ist die aktuelle Berichterstattung vorüber. Danach kommt eine Berichterstattung über Hilfe. Dann ist das Thema ausgereizt. Nach einem Jahr folgt die Jubiläumsberichterstattung, dann nur noch blasphemische Erinnerungsgeschichten.

C. Füllkrug-Weitzel: Und es wird die Berichterstattung über Missbrauch der Hilfe folgen. Denn im Gegensatz zu allem, was wir bislang erlebt haben, ist diese Katastrophe mit den üblichen Mechanismen und Arbeitsformen nicht zu bewältigen. Sehr viel Geld muss in sehr kurzer Zeit umgesetzt wer-

den. Das ist sehr schwierig und führt zu einer harten Konkurrenz der Organisationen um Partner, Projekte und lokale Mitarbeiter, die einander und der lokalen Zivilgesellschaft abgeworben werden. Jede humanitäre Hilfsorganisation steht unter dem Zwang, die Gelder in zwei Jahren umsetzen zu müssen. Was zu einer irrationalen Ausgabenpolitik führt.

B. Gaus: Wäre es nicht an der Zeit, eine Kampagne gegen die Zweckgebundenheit von Spenden zu führen? Die Spender sollten sich für eine Organisation entscheiden und, wenn eine Katastrophe ihr Mitgefühl weckt, dann auch dieser Organisation das Geld geben.

C. Füllkrug-Weitzel: Aber der Trend ist doch genau umgekehrt. Wir können uns nicht dagegen zur Wehr setzen, dass die Welt ein globales Dorf geworden ist und dass darin gerade die Menschen, die über Geld verfügen, sehr mobil sind. Dazu gehört auch, dass eine globale Kommunikation existiert, in der man sich direkt verständigen kann. Daraus entsteht der Trend, dass man keine Organisation mehr unterstützt, sondern sein Geld am liebsten noch selbst hinbringt.

T. Gebauer: Nun haben wir gerade jetzt eine neue Situation. Denn die vielen Kommunen, Institutionen, Einrichtungen, die gern eine dauerhafte Partnerschaft eingehen würden, sind an einer langfristigen Kooperation interessiert. Ich frage mich, ob es gelingen kann, diese Bereitschaft im Sinne einer intelligenten Hilfe nutzbar zu machen. Wäre es nicht sogar möglich, das darin aufscheinende Bewusstsein von globaler Verantwortung auf andere Probleme umzulenken, statt nur auf diese – zynisch gesprochen – überfinanzierte Tsunami-Katastrophe?

C. Füllkrug-Weitzel: Ich fürchte, die Menschen haben eine andere Vorstellung von Langfristigkeit. Wir verstehen darunter Strukturhilfe, Prozesse, die zur nachhaltigen Verbesserung der Menschenrechts-, der ökonomischen und sozialen Lage der Menschen führen. Viele Interessenten an Partnerschaften verstehen darunter den Kauf von Fischerbooten. Das ist höchstens mittelfristig.

C. v. Braunmühl: Sollte man nicht so etwas wie einen Nach-Tsunami-Watch organisieren, der kontinuierlich von den Dilemmata und Schwierigkeiten berichtet?

T. Gebauer: In der Tat haben uns die Partner aus Sri Lanka und Indien genau dies vorgeschlagen. Aber es ist sehr aufwändig und kostet viel Geld. Denn es bedeutet zu recherchieren: Wie wird mit den Mitteln umgegangen? Kommen sie denen zugute, die ihrer bedürfen? Was für politische Konsequenzen resultieren aus dem Post-Tsunami-Geschehen? Wir haben bereits beschlossen, das zu unterstützen.

B. Gaus: Sollte das DZI (*Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen, Anm.*), das die Spendensiegel vergibt und das immer dafür kritisiert wird, dass es nur formal prüft, nicht auch die Qualität prüfen?

C. Füllkrug-Weitzel: Ich wäre sehr dafür. Nach der Elbflut gab es bereits einen Vorschlag, dass das DZI nach einem Jahr die Maßnahmen prüfen sollte. Hinterher stellte sich heraus, dass es mächtige Gegner dieser Idee gab. Vielleicht sollten sich mehrere Organisationen zusammentun und das fordern. Eine öffentliche Evaluation des Tsunami-Geschehens müsste sehr sorgfältig und differenziert auch die Handlungszwänge darstellen, sonst könnte sie verheerende Folgen haben und zu einer totalen Spendenmüdigkeit führen. Denn gerade in dieser Katastrophe waren viele ungewöhnliche und neue

Faktoren wirksam, die dazu beitragen werden, dass vieles vermutlich schlecht laufen wird.

T. Gebauer: Evaluationen, wie sie bislang stattfinden, geschehen immer aus der Perspektive der Geber. Finanzgeber fahren hin und schauen, wie sich das Projekt entwickelt hat. Das ist eine sehr einseitige Perspektive. Der Post-Tsunami-Watch, den wir mit unseren Partnern aus dem People's Health Movement in Indien und Sri Lanka begonnen haben, ist weitaus ambitionierter. Er geschieht aus der Sicht der Betroffenen. Und er wird sich in einem globalen Nord-Süd-Netz bewegen, zu dem indische genauso wie südafrikanische, lateinamerikanische oder deutsche Initiativen gehören.

Geht es nicht, auch im Sinne der Unterscheidbarkeit, vielmehr um eine Politisierung der Hilfe, die dann auch mit den geeigneten Mitteln besser in der Öffentlichkeit kommuniziert werden müsste?

C. Füllkrug-Weitzel: Einverstanden. Nur: Wenn meine Fundraiser frisch von einem Seminar über

Solidarische Hilfe braucht Langfristigkeit

Über nicht zweckgebundene Spenden und Fördermitgliedschaften

Es gibt nicht viele Gebiete, auf denen sich Argumente, die auf den ersten Blick so einleuchtend erscheinen, auf den zweiten Blick als mitunter fahrlässig erweisen. In der Hilfe allerdings ist das so. „Hauptsache es wird geholfen.“ – Der beliebte Satz von Altbundeskanzler Kohl klingt ebenso richtig wie der Wunsch vieler Spenderinnen und Spender, ihr Geld möge ohne Abstriche zu den Bedürftigen kommen. Altkleiderspenden gelten als ebenso sinnvoll wie Medikamentenversand. Und der Glaube, jeder könne helfen (egal wo), lässt sich für den Beweis menschlicher Tugend halten.

Nach der Tsunami-Katastrophe ist vielleicht zum ersten Mal einem breiteren Publikum deutlich geworden, dass diese Vorstellungen gut gemeint aber nicht hilfreich sind. Deutlich wurde, dass eine wirkungsvolle Hilfe der Professionalität bedarf, die umso besser zur Geltung kommt, wo sie in die jeweilige Erfahrungsgeschichte eingebettet ist. Die Medizinstudenten, die einst medico international gründeten, sammelten mit großem Einsatz und viel gutem Willen alte Medikamente in Arztpraxen und Privathaushalten, um sie den Hungernden in Biafra zugute kommen zu lassen. Diese Hilfe sorgte eher für Antibiotika-Resistenzen statt für Gesundheit. Aus den Lektionen, die medico aus diesen und anderen Fehlern und Erfahrungen gelernt hat, entwickelte sich im Laufe der Jahre eine komplette und komplizierte Gesundheitsstrategie und -politik. In den pragmatisch zupackenden Hilfsstrategien, die heute als sinnhaft propagiert werden, kommt diese Geschichte nicht vor. Für Spenderinnen und Spender, die zu Recht ihre Solidarität und ihr Geld in sicheren Händen wissen wollen, sollte sie aber noch von Belang sein.

Sinn der nicht zweckgebundenen Förderung Vor mehr als vier Jahren begann medico für Fördermitgliedschaften zu werben. Ebendies war die Idee: Die Spenderinnen und Spender um eine Unterstützung der Organisation insgesamt zu bitten, Geschichte, Politik und Projektstrategie inklusive. Für medico bedeutet diese Form der Unterstützung, die in den letzten vier Jahren kontinuierlich

gutes Spendensammeln kommen, bringen sie eine ganz andere Vorstellung von Kommunikation mit der Öffentlichkeit mit als die, die wir hier diskutieren. Wir müssten bei den Fundraising-Akademien anfangen, die geradezu apodiktisch verkünden, wie „professionelles Spendensammeln“ auszusehen hat. Diese Strategien haben mit der Vermittlung von dem komplizierten Unterfangen der Hilfe nichts zu tun. Sie betreiben immer eine Antiproblematisierung.

T. Gebauer: To keep the story simple. Und positiv muss sie sein. Das ist die gängige Strategie des Geldsammelns. Gerechtigkeit verkümmert zur „guten Tat“ und die tröstet dann über den Mangel an Gerechtigkeit hinweg. Ich glaube, wir müssen deutlich machen, dass die Hilfe allein die Not nicht beseitigen kann, sondern nur ein Element unter vielen Handlungsformen sein kann, um die Welt zu verändern. Soweit ich sehe, ist doch unser gemeinsames Ziel, die Hilfe entbehrlich zu machen.

Das Gespräch führten Katja Maurer und Martin Glasenapp Anfang Februar in Berlin.

angestiegen ist, die Möglichkeit frei zu entscheiden, wo die vorhandenen Mittel am sinnvollsten eingesetzt werden können: In einer Kampagne gegen den trotz Friedensprozess fortgesetzten Mauerbau zwischen Israel und Palästina, der die Gesundheit der Palästinenser empfindlich beeinträchtigt, für eine schnelle Hilfe zugunsten unserer Partner in Indien, die noch vor der Spendenwelle um Reisekostenzuschüsse für die Notfallteams baten, oder für die nun geplante People's Health University, die Basisgesundheitsarbeiter aus aller Welt fortbilden und vernetzen wird. Sinnvoller Mitteleinsatz heißt vor allen Dingen, dass sich die Unterstützung nicht nach der medialen Aufmerksamkeit hier richtet, sondern nach den Bedürfnissen derer, die die Hilfe brauchen.

Kontrolle und Transparenz der Spendenverwendung Wie kann aber der Spender sich dann vor Missbrauch schützen? medico international wird vielfach geprüft – durch das jährlich neu zu beantragende und nach Prüfung verliehene Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts für Soziale Fragen, das insbesondere die Verwaltungskosten im Blick hat, durch das Finanzamt, Wirtschaftsprüfer, durch Zuschussgeber. Fördermitglieder erhalten außerdem jährlich einen Jahresbericht, der über die Arbeit und Mittelverwendung ausführlich Auskunft gibt.

Fördermitglied werden Eine Fördermitgliedschaft für medico international kann zu einem Jahresbeitrag von mindestens 120 Euro, für Menschen mit geringem Einkommen für mindestens 60 Euro eingegangen werden. Weitere Möglichkeiten einer langfristigen Unterstützung der medico-Arbeit sind Daueraufträge oder Einzugsermächtigungen für bestimmte Projektregionen und -schwerpunkte oder medico insgesamt. Auch sie erlauben eine Planung auf Dauer und unabhängig von Konjunkturen. Mit der Einrichtung der Stiftung medico international ist nun ein weiteres Instrument der langfristigen Förderung entstanden, das die Existenz und Unabhängigkeit von medico sichert.

Über all diese Möglichkeiten können Sie sich ausführlich informieren. Im Internet, durch Materialien, die wir Ihnen gern zusenden, oder durch ein Telefonat. Gudrun Kortas steht dafür gern zur Verfügung. Sie erreichen sie unter: 069/944 38-28 oder Kortas@medico.de.

Pierre Bourdieu. In Alg



Pierre Bourdieu, Oued Fodda, Chélif, R 3

Der im Jahre 2002 verstorbene fra
Engagements: Sehen, um sichtbar
sein „frühestes und zugleich aktue

Alle Fotos und Texte von Pierre B

Pierre Bourdieu. In Algerien.
Zeugnisse der Entwurzelung

Ausstellung und Symposium
08.03.- 08.05.05, München, Kulturzentrum Gasteig
Aspekte Galerie MVHS / Camera Austria
mit Unterstützung von medico international
Infos unter: www.medico.de

erien



Männer - Frauen

Ein weiteres Zeichen für die Veränderung des Stils sozialer Beziehungen ist das Tragen des Schleiers bei den Frauen. In der einstigen ländlichen Gesellschaft mussten sich die Frauen nicht vor den Angehörigen des eigenen Klans verhüllen und waren nur gehalten, beim Gang zum Brunnen (und auf die Felder) abgelegene Wege und bestimmte, traditionell festgelegte Zeiten einzuhalten. Sie waren somit vor fremden Blicken geschützt, trugen keinen Schleier und auch al-h'ujba (die Existenz als im Haus Eingeschlossene) war ihnen unbekannt. In den Umsiedlungslagern und Städten ist nicht mehr genug Raum für jede soziale Einheit, der Raum der Männer überschneidet sich mit dem der Frauen. (...) Die in die Stadt übersiedelte Bäuerin, die den Schleier der Städterin nicht tragen kann, ohne ihre bäuerliche Herkunft zu leugnen, darf sich nicht einmal auf ihrer Türschwelle zeigen. Indem sie ein soziales Feld städtischen Musters schafft, sorgt die Umsiedlung für die Verbreitung des Schleiers, der es erlaubt, sich unter Fremden bewegen zu können.

Pierre Bourdieu, *Le Déracinement*, Paris 1964

französische Soziologe Pierre Bourdieu sah in seinen Fotografien nicht nur Zeugnisse, sondern auch eine Form des politischen zu machen, verstehen, um verständlich zu machen. Die fotografischen Dokumentationen des „Praxisdenkers“ Bourdieu bieten Einblick in „sein bestes Werk“. Sie sind während seiner Feldforschung in Algerien zwischen 1956 und 1961 entstanden und waren bisher unveröffentlicht.

Bourdieu stammen aus dem gleichnamigen Buch zur Ausstellung (Edition Camera Austria, Graz 2003).

Die Katastrophe war schon vor

I. Nach Norden, ins Bürgerkriegsland

Wir treffen Singham in Vavuniya im Norden Sri Lankas. „Wir können deutsch reden, kein Problem. Ich komme aus Kreuzberg und kenne da alle, von den Grünen bis zu den Autonomen.“ Das wiederum wussten wir von Berliner Freunden. Fünfzehn Jahre hat Singham dort gelebt. Geflohen vor dem Bürgerkrieg gegen die tamilischen Rebellen der *Liberation Tigers of Tamil Elam*. Nach Vavuniya kehrte er zurück, als er wegen seiner Hautfarbe auch in Berlin seines Lebens nicht mehr sicher war: „Vor die Wahl gestellt, hier oder dort totgeschlagen zu werden, entschied ich mich für Vavuniya.“ Mit einem Freund gründete er die *Social, Economical and Environmental Developers* (SEED), eine Nichtregierungsorganisation, die kriegsvertriebene Menschen bei der Rückkehr in ein ziviles Leben unterstützt. Jetzt wollen sie auch mit Tsunami-Überlebenden Wiederansiedlungsprojekte organisieren.

Über Berlin ergab sich dabei nicht nur der Kontakt zu Singham. Denn im Dezember 2004 hatten wir Partner des *People's Health Movement* aus Indien, Südafrika und Nicaragua zum medico-Workshop auf der Berliner Konferenz „Armut und Gesundheit“ geladen. Nach der Flut reisen wir zum Gegenbesuch nach Indien und Sri Lanka.

Versuchslabor Civil Society

Mit Singham fahren wir nach Mullaittivu, ein Ort, der von der Wucht der Fluten einfach hinweggespült wurde. Während wir durch das verwüstete

Gelände streifen, erzählt er von den „Wiederaufbauplänen“ der Regierung. Die Strände Sri Lankas, die bisher öffentliches Gut waren und die deshalb von Fischerfamilien besiedelt werden konnten, sollen jetzt privates Eigentum werden, zum Nutzen der Tourismusindustrie. Außerdem sollen auf der Insel, die so groß wie Bayern ist, acht moderne Fischereihäfen angelegt werden, geeignet für die Trawler der internationalen Fangflotten. Die Fischerfamilien sollen künftig weiter im Landesinneren leben, aus Sicherheitsgründen, heißt es. Ob dort Land überhaupt zur Verfügung steht, weiß niemand. Viele Menschen werden deshalb lange noch in Lagern leben müssen. „Das hat in Sri Lanka Tradition“, weiß Singham, „hier leben Unzählige seit Jahren schon in Lagern. Das werden jetzt mehr werden, mehr Leute, mehr Lager.“

Durch Vavuniya zieht sich die Grenze zwischen dem von der Regierung und dem von den Tamil Tigers kontrollierten Gebiet. Singham und seine vierzig meist sehr jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten auf beiden Seiten der Grenze, und das Schlüsselwort ihrer Arbeit heißt *participation*, Beteiligung. „We want that the people enjoy the rights they have“, sagt Rangini von SEED und meint das im doppelten Wortsinn: Seine Rechte zu nutzen und sich ihrer zu erfreuen. In einer Schule für behinderte Kinder mit sieben Klassen hieß Beteiligung, die Eltern von dem Projekt erst zu überzeugen: „Kinder mit besonderen Bedürfnissen“, so der bei SEED gebräuchliche Ausdruck, werden im Haus verborgen. Jetzt kochen und putzen die Eltern in der Schule mit. Um Beteiligung geht es auch in den Siedlungsprojekten, in denen bis zu 270 Familien leben.

Viele Familien werden von Frauen geführt, weil die Männer gestorben oder verschwunden sind, viele leiden an bleibender physischer und psychischer Verletzung, alle sind arm. In der Siedlung müssen sie sich zu einer Gemeinde erst zusammenfinden.

Was dabei zuerst gemacht, was wann gebaut, was aufgeschoben werden muss, entscheidet sich in einem langwierigen Prozess, der mit Wunschliste beginnt, die vom Wege-, Haus-, Brunnen- und Toilettenbau bis zu Schule, Poststelle und Internetcafé reicht. Einkommensmöglichkeiten bieten kleine Landwirtschaft, etwas Kleinviehzucht. Ein Sparverein ermöglicht Anschaffungen, die sich die Leute einzeln nie leisten könnten. Am Stadtrand liegt die „Organic Farm“, die SEED als Versuchslaboratorium für eine ökologisch und sozial nachhaltige Land- und Viehwirtschaft betreibt. Das alles ist ohne Krisen nicht einmal zu denken, die sich immer wieder in tiefster Verzweigung, in Alkoholismus, sozialer und sexueller Gewalt artikulieren. In jeder Siedlung gibt es ein Büro, das auch nachts besetzt ist.

SEED setzt darauf, dass zwischen den Fronten nach und nach eine autonome Zivilgesellschaft entsteht und beteiligt sich an ersten Versuchen ihrer Koordination wie dem *National Forum of People's Organisations*. „Das ist unsere Möglichkeit, unsere Chance jetzt“, sagt Singham, „nach dem Krieg, nach dem Tsunami.“

II. Südwärts, nach Korawella

Dr. Balasubramaniam vom *People's Health Movement* verdanken wir den Kontakt zum

Movement for National Land and Agricultural Reform (MONLAR), einem Zusammenschluss von rund hundert Kleinbauern- und Fischerorganisationen. Mit dessen Leiter Sarath Fernando treffen wir uns in Korawella, zwölf Kilometer südlich von Colombo. Hier hat MONLAR nach dem Seebeben Nothilfe geleistet. Wir fahren über einen vierspurigen Highway durch die endlosen Siedlungen, biegen irgendwann rechts ab, halten kurz darauf an Bahngleisen, die parallel zum Highway verlaufen. Die 6000 Menschen von Korawella leben Hütte an Hütte zwischen Strand, Bahn und Schnellstraße. Durch den Tsunami sind hier 89 Menschen gestorben, ein Bruchteil der Opfer, die pro Jahr durch Züge und Autos ums Leben kommen. Wie zur Bekräftigung rattert alle zehn Minuten ein Zug vorbei, unterbricht in ohrenbetäubendem Lärm jedes Gespräch. Seit Jahren fordern die Leute, dass Gleise und Straße umzäunt und geregelte Übergänge geschaffen werden, doch die Stadtverwaltung reagiert nicht. „Wir müssen hier leben, müssen den Highway überqueren, unsere Kinder spielen hier“, übersetzt Sarath. Die Leute werden weiter für Zäune und Übergänge kämpfen. Wir werden gefragt, ob wir noch an den Strand wollen, um Schäden der Fluten zu sehen. Leise frage ich Sarath, was es da noch zu sehen gäbe. Er zuckt kaum merklich mit den Achseln, sagt: „The same old sea“.

III. Monitoring der Hilfe

Im MONLAR-Büro in Colombo drängeln sich in der Abendschwüle fünfzehn Leute auf der kleinen Veranda zum Garten, Aktivisten von Basisorganisationen, ein Universitätsprofessor, Journalist

listen, der pensionierte Vorsitzende einer Gewerkschaft, der jetzt unentgeltlich für MONLAR arbeitet. Wir diskutieren eine Idee, die im *People's Health Movement* bereits in E-Mails kurziert: ein Monitoring-Netzwerk zu schaffen, in

allen vom Tsunami betroffenen Ländern Informationen zu den Folgen der Katastrophe zu sammeln, um ihren Überlebenden eine Stimme zu verleihen, auf englisch, singhalesisch und tamilisch. Schon am nächsten Tag wird die Arbeit



Pierre Bourdieu, Straßenhändler, Bab-el-Oued, April 1959, R 14

Ökonomie - Elend

Zum Beispiel war eine Sache, die mich besonders interessiert hat, das, was ich die "Ökonomie des Elends" oder die "Ökonomie der Elendsviertel" nannte. Normalerweise wurde das Elendsviertel (nicht nur vom rassistischen, sondern einfach auch vom naiven Blick) als etwas Schmutziges, Ungeordnetes, Zusammengewürfeltes etc. wahrgenommen, während es in Wahrheit der Ort für ein sehr komplexes Leben ist, für eine wirkliche Ökonomie, die ihre eigene Logik hat, wo sich sehr viel Einfallsreichtum entfaltet, eine Ökonomie, die vielen Menschen zumindest ein Minimum zum Überleben bietet und vor allem Gründe für ein soziales Überleben...

Pierre Bourdieu im Gespräch mit Franz Schultheis, Collège de France, Paris 2001

beginnen, mit einem „Civil Society Statement“ gegen die geplante Privatisierung von Küste und Küstengewässer, gegen die Umsiedlung der Fischer und die Anlage großer Fischereihäfen. Aber auch gegen alte Pläne wie den Bau einer Küstenautobahn oder die Privatisierung der Trinkwasserversorgung. All das will Präsidentin Bandaranaike jetzt durchsetzen und hat gerade erklärt, in den nächsten fünf Jahren keine freien Wahlen zulassen zu wollen. Auch die Leute hier auf der Veranda wollen nicht, dass alles wieder so wird, wie es vorher war. Doch über ihre Zukunft wollen und werden sie ihr Wort mitreden, so oder so. „We want that the people enjoy the rights they have“, hatte Rangini gesagt.

Thomas Seibert

Postscriptum Frankfurt, Anfang März

Was Befürchtung war, wird Wirklichkeit. Singham von SEED hatte uns gesagt, dass die Zahl der Lager nach dem Tsunami steigen würde – nicht vorübergehend, sondern auf Dauer. Tatsächlich sind die Pläne von SEED für Wiederansiedlungsprojekte in Mullaitivu und Batticaloa, die die Menschen aus den Lagern herausgebracht hätten, ins Stocken geraten. Drei Mal stellten Regierungsvertreter in Batticaloa Land in Aussicht und zogen ihre Zusage zurück. Die Küste soll nicht mehr bebaut werden. Im Landesinnern aber gibt es kaum freies und noch weniger nutzbares Gelände. Regierung und Rebellen machen sich die Kontrolle streitig.

Der „Post-Tsunami-Monitor“ von MONLAR funktioniert. Recherche-teams fahren übers Land, im Büro treffen Meldungen aus allen Teilen des Landes ein und werden von dort weitergeleitet,

auch nach Frankfurt, zu medico. Auch hier stehen „displaced persons“ im Mittelpunkt, die mehreren hundert Familien etwa, die für die geplante Autobahn Colombo - Matara von ihrem Land vertrieben wurden. Dazu neue Erklärungen der Zivilgesellschaft: zur fortdauernden Anwesenheit US-amerikanischer Truppen im Land, gegen die Asian Development Bank, die auf die Privatisierung der Wasserversorgung drängt, gegen Pläne, die jetzt schon hohen Preise für Milchpulver weiter zu erhöhen.

MONLAR möchte kein Geld von medico, sondern politische Kooperation. Wir erfragen die Milchpulverpreise deutscher Exporteure, veröffentlichen Auszüge aus dem laufenden Monitoring auf unserer Webseite. Wir bringen MONLAR mit unseren indischen Partnern in Kontakt. SEED braucht Geld für die Wiederansiedlungsprojekte, das wir sofort überweisen, sobald das Land freigegeben wird. Eine Kollegin reist demnächst auf die Insel, um sich vor Ort kundig zu machen, was zu tun bleibt. Und vor allem, was unterbleiben sollte.

Projektstichwort:

Neben der Unterstützung der Wiederansiedlungsprojekte für Kriegsflüchtlinge und Tsunami-Überlebende in Sri Lanka beschäftigen sich medico und seine Partner im Netz des People's Health Movement mit dem Post-Tsunami-Monitor kritisch mit den Umständen, die eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die Überlebenden der Katastrophe behindern. Sie unterstützen diese Arbeit durch eine Spende oder Fördermitgliedschaft.

Dies ist mein Dorf

Gemeindeentwicklung in Zeiten der Globalisierung.
Katastrophenerfahrungen aus Nicaragua.

Nicaragua

Liebe Kolleginnen und Kollegen in Indien und Sri Lanka, mit großem Entsetzen habe ich die Bilder und Nachrichten von dem Seebeben und den vielen Opfern in Euren Ländern zur Kenntnis genommen. Gleichzeitig wurden bei mir sofort Erinnerungen an ähnliche Situationen hier in Mittelamerika wach. Neben den Kriegssituationen in den 80er Jahren wurden die kleinen Länder immer wieder von Katastrophen wie Erdbeben, Seebeben und Hurrikans heimgesucht. Das letzte katastrophale Ereignis dieser Art war 1998 der Hurrikan Mitch, der in Mittelamerika Tausende von Toten, Verletzten und Obdachlosen hinterließ.

Kennengelernt haben wir unsere zukünftigen „Partner“ das erste Mal in Notunterkünften, in Schulen und stillgelegten Lagerhallen. Sie waren die Überlebenden eines Erdbebens am Vulkan Casita. Eine Schlammlawine hatte dort 2500 Menschen unter sich begraben. Die Überlebenden, Familien, Teilfamilien, Waisen, waren apathisch, traumatisiert vom Verlust ihrer Bekannten, Freunde und Familienangehörigen. Das wenige, was sie noch besaßen, trugen sie auf ihren geschundenen Körpern. Eine erfahrene Frauenorganisation aus León begann die Obdachlosen zu organisieren, nahm die psychosoziale Arbeit mit ihnen auf, die wir noch jahrelang fördern sollten. Wir leisteten vor allem medizinische Nothilfe, immer mit der Perspektive des Wiederaufbaus und der Entwicklung. In der Praxis bedeutete dies, die Selbsthilfeorganisation der Obdachlosen von Anfang an zu stärken, damit sie möglichst schnell aus ihrer Situation als Hilfsempfänger herauskamen.

Heute, fast sieben Jahre nach der Katastrophe,

lässt sich sagen, dass der Übergang von der Nothilfe zu Rehabilitation und Entwicklung gelungen ist. Überlebende der Katastrophe von damals haben mit unserer Unterstützung ein neues Dorf errichtet: El Tanque. 1000 Menschen leben und arbeiten in diesem Dorf. Die Kinder gehen dort zur Schule. Langsam entsteht ein Gemeinwesen, das für die Menschen Identität bietet.

Was waren die Voraussetzungen für diesen Erfolg? Einige kann ich nennen. Die Überlebenden nahmen ihr Schicksal selbst in die Hand. Als die Regierung ihnen Land zum Neuan siedeln verweigerte, besetzten sie die Finca El Tanque. In einer – fast möchte man sagen – globalen politischen Anstrengung gelang es, die Besetzung zu legalisieren. Auf Bitten von medico und nach einem Besuch in El Tanque setzten deutsche Parlamentarier die nicaraguanische Regierung unter Druck. Die Verweigerung der Landtitel durch die Regierung war schließlich sogar

Aus Besetzern sind Landtitelbesitzer geworden. Ein Novum in Ländern, in denen für Arme kein Rechtsstaat vorgesehen ist.

Thema auf einer Geberkonferenz in Stockholm. Heute sind aus Besetzern Besitzer geworden. Die Bewohnerinnen und Bewohner von El Tanque verfügen über Land- und Haus titel. Welchen Wert das darstellt in Ländern, in denen es für die Armen eigentlich keinen Rechtsstaat gibt, könnt Ihr sicher gut ermes sen. Dass heute in El Tanque Landwirtschaft betrieben wird, dass in gemeinsamer Arbeit die Häuser errichtet wurden, dass es eine Kooperative und ein Kleinkreditwesen und vieles andere mehr gibt, ist darauf zurückzuführen, dass nicht medico für die Bewohner von El Tanque etwas errichtet hat, sondern dass dies alles die Menschen selbst entwickelt haben.

In vielen Planungsseminaren suchten wir ge-

meinsam die Antwort auf die Frage: Was heißt eigentlich Gemeindeentwicklung im Zeitalter der Globalisierung? In Zeiten, in denen ganze Menschenströme hinter dem nomadisierenden Kapital herwandern. Eine solche Globalisierung ist Entortung. Gemeindeentwicklung ist das Gegenteil davon: einen Ort zu schaffen, zu dem die Einwohner sagen können, dies ist mein Dorf, „mi pueblo“ .

In diesen Seminaren haben wir auf der Grundlage der Theorie von den Grundbedürfnissen des chilenischen Entwicklungsökonom Max Neef versucht, ein Programm zur Stärkung der Gemeinde auszuarbeiten. Zu den Grundbedürfnissen gehört selbstverständlich die Subsistenz, das Dach über dem Kopf, Wasser zum Trinken, das tägliche Brot, die Gesundheitsfürsorge. Dies ist notwendig, aber nicht hinreichend um zu sagen „voy a mi pueblo“ (Ich gehe in mein Dorf). Die Gemeindemitglieder wollen auch teilhaben, mitgestalten können. Sie wollen gefragt werden, wie sie sich ihr zukünftiges Dorf vorstellen, und nicht unter dem Vorwand des Fortschritts irgendwelche urbanistischen Konzepte aufgezwungen bekommen. Ohne Teilhabe gibt es keine Identifikation, ein weiteres Grundbedürfnis. Gemeindeentwicklung heißt Sicherheit: Die Garantie, dass mir morgen nicht irgend jemand mein Häuschen, mein Land wegnehmen kann, dass die Gemeinde ein Netz der sozialen, aber auch der emotionalen Sicherheit ist. Über Gefühle in einer Machogesellschaft wie in Nicaragua offen zu reden, war ein besonders delikates Thema. Erst recht bei einer durch eine Katastrophe so verletzten Gemeinde, die vor allem die Männer durch scheinbare Härte zu überwinden suchten. Hier leistete unser Psychologenteam eine wichtige Arbeit, immer eingebettet in die gesamte Gemeindeentwicklung.

Unserer Erfahrung nach erwies sich als zentrales Mittel zur Stärkung der neuen Gemeinde die Bildung. Sie erfüllt eines der wichtigsten Grund-

bedürfnisse: die eigene Welt verstehen zu können, die Weitergabe des Generationenwissens. Nach einer Alphabetisierung der Erwachsenen in der Gemeinde (56 % der Erwachsenen waren Analphabeten) folgte eine Grundschulausbildung. Partizipation wurde so um vieles einfacher. Wenn ich die Mitteilungen der Genossenschaftsleitung lesen kann, wenn ich ihre Bilanz nachrechnen kann, ist das ein qualitativer Sprung in der Partizipation. Die Ausbildung gab mehr Sicherheit. Die Aufkäufer der Gemüseernte konnten nicht einfach irgendwelche Scheinrechnungen aufmachen, mit denen sie die Bäuerinnen betrogen. Der Bauer wusste, wenn er in der Genossenschaft einen Kredit aufnahm, was er zurückzahlen hatte.

Globalisierung ist Entortung. Gemeindeentwicklung ist das Gegenteil davon: einen lebenswerten Ort zu schaffen.

El Tanque bewegt sich nicht im luftleeren Raum. Über El Tanque wie über andere gelungene Projekte des Wiederaufbaus wurde im Netz der Nichtregierungsorganisationen reflektiert. Dieses Netz der Zivilgesellschaft ist sehr aktiv. Es ist ein Schutzschild für solche Projekte wie El Tanque. Wie in Südasien auch, flossen mit der Katastrophe viele und viele falsch eingesetzte Mittel nach Nicaragua. Das Netz der Zivilgesellschaft hat unablässig versucht, den Einsatz der Mittel, den Missbrauch und die Korruption aufzudecken. So gelang es, dass der damalige Staatspräsident mittlerweile wegen Veruntreuung hinter Gittern sitzt. Nur in diesem Wechselverhältnis zwischen Politik und Hilfe sind solche Projekte wie El Tanque überhaupt denkbar. Das ist eine wesentliche Erfahrung.

Es gäbe noch viel zu berichten und Erfahrungen auszutauschen. Ich bin sicher, dazu wird es kommen. In Eurem Bemühen, nicht das Elend wieder aufzubauen, sondern den Menschen ein Leben in Würde zu ermöglichen, wünsche ich Euch viel Erfolg.

Walter Schütz, Projektkoordinator von medico international in Nicaragua

Eine vernachlässigbare Menge?

Unzählige UN-Resolutionen blieben in der Vergangenheit Papier. Es gibt Resolutionen zu Indien, Russland oder Zypern, die nicht eingehalten wurden, ohne dass dies Folgen hatte. Die Gründung eines palästinensischen Staats steht ebenso aus, wie das Referendum über die Zukunft der Westsahara. Deren Bewohner leben seit mehr als 30 Jahren unter marokkanischer Besatzung. Afrikas letzter Kolonialkonflikt überdauert die Zeit.

Westsahara

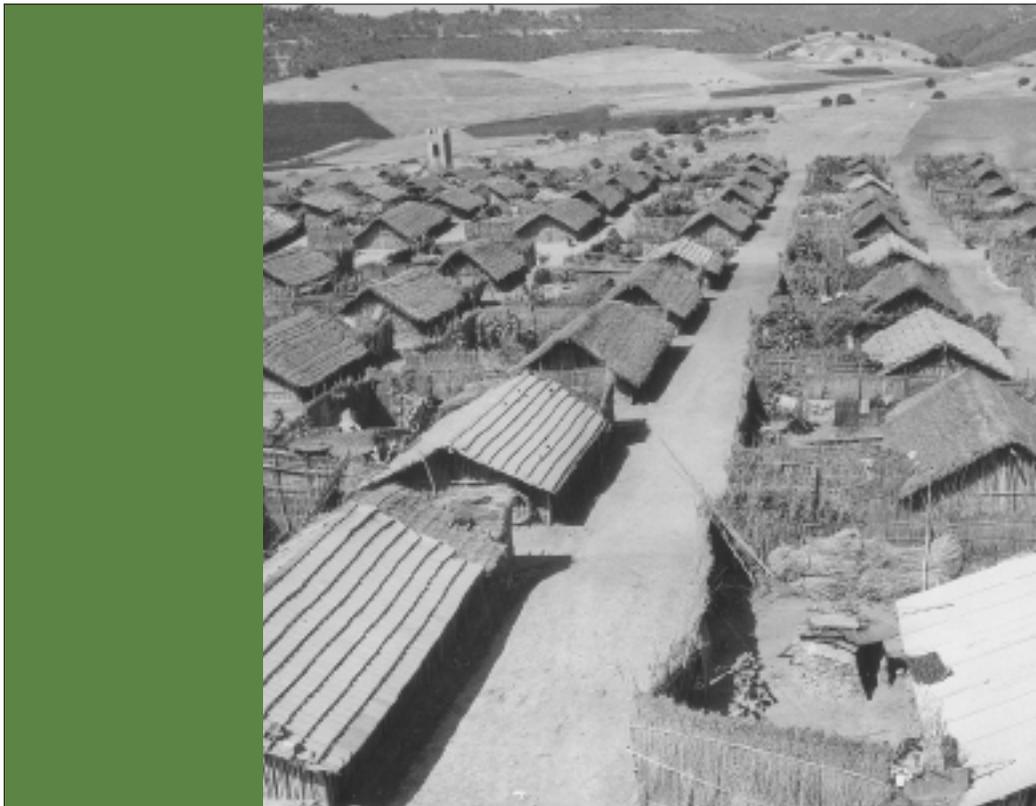
„Der Zug ist vorbeigefahren, schnell / Ich warte am Bahnsteig / Auf einen Zug, der vorbeigefahren ist / Meine Zeit war nicht / Auf meiner Seite des Bahnsteigs / Die Uhr wurde umgestellt / Wieviel Uhr ist es? / Der Zug ist vorbeigefahren, schnell / Er ist durch mich hindurchgefahren, und ich / Ich warte.“
(Mahmud Darwisch)

Eigentlich haben die Sahrauis in ihrem Kampf um eine unabhängige Westsahara alles richtig gemacht. Sie nahmen ihren Unabhängigkeitskrieg 1969 auf, als die antikolonialen Bewegungen sich auf einem historischen Höhepunkt wähten. Die erste Schlacht war 1954 in Indochina geschlagen worden, in Dien Bien Phu, als vietnamesische Befreiungstruppen die scheinbar uneinnehmbare Dschungelfestung der Fremdenlegion stürmen konnten. Ihr General Giap, vielleicht einer der größten Strategen des „langandauernden Volkskrieges“, ließ jedes seiner Geschütze zerlegen und auf schlammigen Urwaldpfaden zu dem französischen Fort bringen. Damit hatte keiner gerechnet. Eine Armee auf Gummisandalen schlug die hochgerüstete Fremdenlegion. Auf Dien Bien Phu folgte Kuba, der Sieg der „Bärtigen“ im Vorhof der USA, Fidel Castro und Che Guevara, vom Land zog man in die Städte ein. Dann Algerien, und wieder gab es etwas Neues: der Krieg in der Kasbah, der labyrinthischen Altstadt Algiers. Und wieder die Gräueltaten einer Besatzungsarmee, Vertreibung, Umsiedlungen, Lager, Folter, dazu die Siedler, die „Pied-noirs“, die im Namen Frankreichs das Land auspressten und ein subalternes Herrschaftsregime schufen. 1969 schlug die Stunde der Sahrauis und der *Frente Popular de Liberación de Sagüía el Hamra y Río de Oro*, kurz *Frente Polisario*. Gegründet von sahrauischen Studenten, die den Mai 1968 nicht nur an marokkanischen Universitäten, sondern auch im Pariser Quartier Latin erlebten. Den europäischen Marxismus übersetzten sie in die Realität der sahrauischen Feudalgesellschaft: zuallererst sei der Tribalismus zu zerschlagen, die überkommene Stammesgesellschaft. Die Polisario verortete sich als antikoloniale und sozialistische Bewegung. 1976 gründete sie die Demokratische Arabische Republik Sahara (DARS). Die war und blieb bis heute allerdings eine Republik von Staatenlosen, beherbergt in Flüchtlingslagern bei Tindouf in der algerischen Wüste, bewohnt von 165.000 Frauen, Männern, Kindern und Greisen. medico war von Anfang an, seit dem Winter 1976, Teil der internationalen Hilfe für die Flüchtlingsrepublik. Wir lieferten Nahrungsmittel, Medikamente, fast 30 Jahre lang, auch um bewusst die Selbstverwaltungsstrukturen der Lager zu stärken. Zugleich versuchten wir die Öffentlichkeit für die Belange der Sahrauis zu sensibilisieren.

Zeit der Träume, Zeit der Hoffnung

Tatsächlich wurde die spanische Kolonisierung der Westsahara 1884 in Deutschland besiegelt. Auf der Berliner Afrikakonferenz, in der die alten europäischen Kolonialmächte ihre Mandats- und Einflussgebiete festlegten, sicherte sich Spanien den Küstenstreifen der westlichen Sahara. Mit der Kolonisation begann der Widerstand. General Franco schlug die sahrauischen Stämme 1934 zusammen mit Frankreich nieder und setzte dann zum Putsch nach Madrid über.

Der moderne sahrauische Unabhängigkeitskampf begann als politische Kampagne und wurde nach der Ermordung Harakat Tahrirs, ihres charismatischen Anführers, zum Sandkrieg, geführt von der Polisario. Nach dem Rückzug Spaniens 1975 besetzte Marokko die Westsahara. Die hochbeweglichen, in schnellen Jeeps vorstoßenden Polisario-Verbände brachten den gegnerischen Truppen empfindliche Niederlagen bei. Die marokkanische Armee fürchtete die Polisario wie zuvor die Fremdenlegionäre den Vietcong. Während die Guerillas des General Giap unsichtbar im Reisfeld lagen, unter



Pierre Bourdieu, Djebabra, Chélif, Umsiedlungslager, O 29/6

Raum - Norm

Nach dem Beispiel römischer Kolonisatoren disziplinieren die mit der Organisation der neuen Gemeinschaften beauftragten Offiziere zunächst den Raum, als ob sie hoffen, mit diesem auch die Menschen disziplinieren zu können. Die genormten, auf zugewiesenen Grundstücken erbauten Häuser reihen sich schnurgerade entlang breiter Straßen, die den Grundriss eines römischen Castrum oder einer Kolonialsiedlung bilden. Der zentrale Platz beherbergt die charakteristische Triade französischer Dörfer: Schule, Rathaus, Kriegerdenkmal.

Pierre Bourdieu, Le Déracinement, 1964

Wasser, nur mit einem Strohalm atmend, auf eine vorbeiziehende Patrouille warteten, vergruben sich die sahrauischen Einheiten im Sand. Tagelang harnten sie dort aus, sie warteten auf den geeigneten Moment zum Angriff. Und noch heute, 30 Jahre später, erzählen Sahrauis die Geschichten ihrer Kämpfer, die schon anhand der Farbe und Rieselbeschaffenheit des Sandes präzise sagen konnten, in welchem Teil der Wüste sie sich befanden. Marokko antwortete auf die Niederlagen am Boden mit einem Luftkrieg. Dörfer wurden bombardiert, Napalm eingesetzt, Brunnen vergiftet, das lebensnotwendige Nutzvieh abgeschlachtet. Zehntausende Sahrauis flohen nach Algerien. Dann kamen die marokkanischen Siedler, den Koran in den Händen - der „Grüne Marsch“. Hassan II. marokkanisierte die Westsahara und konnte sich dabei auf den Westen verlassen, der auf den König als regionales Gegengewicht zu Algerien setzte. US-Außenminister Kissinger vermittelte Waffendeals mit Taiwan, Jordanien, Südkorea und Südafrika. Die Carter-Administration lieferte Cobra-Hubschrauber. Später kamen Green Berets als Ausbilder und dem König wurde per Vertrag der Kauf und Einsatz US-amerikanischer Cluster-Bomben gestattet.

Zwischenzeitlich schien sich immer wieder mal das Blatt zu wenden. Nicaragua hatte seine Revolution erlebt, die Guerilla in El Salvador wählte sich vor dem Sieg, alle afrikanischen Staaten waren entkolonialisiert, allein Südafrika noch unter weißer Herrschaft. Der Westsahara-Konflikt war der letzte klassische afrikanische Kolonialkonflikt. Die Polisario wurde regierungsamtlich, ein Präsident, Minister und Botschafter wurden ernannt, Abkommen geschlossen. Mauretanien verzichtete auf seine Ansprüche. Die Sahrauis verstärkten die Diplomatie, die Sozialistische Internationale gewährte ihnen einen Beobachterstatus. Die UN-Hilfsprogramme liefen an. Marokko aber zog eine bis zu zehn Meter hohe Sperranlage hoch. 1.200 km Hightech zerteilen seitdem die Westsahara, Stacheldraht, Infrarot, Sprengfallen, hinter dem Wall 170.000 marokkanische Soldaten, davor ein schmaler, unfruchtbarer Streifen „befreites Gebiet“ der Sahrauis.

1991 wurde auf UN-Vermittlung zwischen Marokko und der Polisario ein Waffenstillstand mit späterem Referendum vereinbart. Die Bevölkerung sollte über die Unabhängigkeit entscheiden. Die Polisario war bereit sich aufzulösen, wenn eine Mehrheit Marokko den Vorzug geben sollte. Die Sahrauis wählten sich am Ziel. Man sprach über Wahlbeobachter, diskutierte Rückführungspläne für die Flüchtlinge. Aber die Uhren waren längst umgestellt worden – ohne dass man die Betroffenen gefragt hatte. Eine andere Zeit hatte begonnen. Keine der großen Mächte war wirklich am Referendum interessiert. Die Sowjetunion existierte nicht mehr. Paris tat, was der König wollte, lieferte zwischen 1991 und 2000 militärische Güter im Umfang von 250 Millionen Euro. Alle großen Multinationalen - Renault, Citroen, TotalFinaElf, Aerospatiale - operieren im Königsstaat.

Die Uhren werden umgestellt

Unter Überwachung der im Jahr zuvor eingerichteten UN-Friedenstruppe MINURSO sollte das Referendum 1992 stattfinden. Bis zum Jahr 2000 wurde die im UN-Sicherheitsrat beschlossene Abstimmung fünfmal verschoben. Marokko fälschte Wahllisten, sabotierte die Registrierung. Die UNO versuchte in erster Linie die Sahrauis umzustimmen. Peu à peu wurden die Konditionen des Referendums aufgeweicht. Mal ging es nur um eine Autonomie, dann um die Teilung, heute favorisiert die UNO lediglich eine Autonomie mit einer Jahre später vorgesehenen Abstimmung über den zukünftigen Status. Die Polisario beharrte auf dem Wortlaut der UN-Resolutionen. Und immer dann, wenn die Sahrauis zähneknirschend begannen, zu ihrem Nachteil nachzugeben, verweigerte Marokko kategorisch jeden Kompromiss. Nur wenige Partner stehen den Flüchtlingen wirklich zur Seite. Algerien natürlich, und Kuba, das junge Sahrauis zu Elektroingenieuren, Landwirten

oder in medizinischen Berufen auszubilden. Aber die Rückkehrer müssen sich „zu Hause“ der Flüchtlings- und Lagerökonomie des Nichtstuns fügen, einige flüchten nach Europa. Dabei betreibt die Polisario in den Lagern ein Regime, das in vielen Aspekten durchaus „auf der Höhe der Zeit“ ist: Religiöser Fundamentalismus ist ihnen fremd, der Glaube Privatsache, bei Scheidungen behält die Frau das Zelt, Mädchen und Jungen werden zusammen unterrichtet.

Aber Marokko ist zu wichtig, und Algerien wird wichtig. Erst recht im heutigen US-amerikanischen Präventionskrieg gegen den Terror. Den Sahrauis aber weist die Neuordnung des Maghreb keinen Platz mehr zu. NGOs versorgen die Flüchtlinge mit Milchpulver, Hülsenfrüchten, Lebensmittelkonserven, Medikamenten. Alles, was es in den Lagern gibt, kommt von außen. medico charterte 2001 ein Flugzeug in die Wüste. Ein wahnwitzig-einmaliges Spektakel, 100 Deutsche zwischen 16 und 60 Jahren bei bis zu 50 Grad im Schatten, das nicht nur Anteilnahme und Solidarität ausdrückte, sondern auch Beziehungen entstehen ließ, die bis heute halten. Fischers Beamte aber schrieben die Sahrauis in Flurgesprächen als „vernachlässigbare Menge“ ab. Jahr für Jahr verlängerte medico die aus EU-Mitteln finanzierte Nahrungsmittel- und Medikamentenhilfe. Wir hielten am politischen Anspruch auf das Referendum fest, prüften Hygieneartikel auf ihren Gebrauchswert, verkosteten Sardinenbüchsen in Reihentests, bevor wir sie weiterschickten. Mit den zuständigen Behörden der Sahrauischen Republik wurde konferiert, mühevoll Listen erstellt, der Bedarf in den Lagern ermittelt. Die Geldgeber verschärften ihre Auflagen. Auf der politischen Bühne dagegen herrschte Stillstand, warten, eins um andere Mal warten.

Zeit der Leere, Zeit der Hilfe

Eine zweite Generation Sahrauis wächst als Flüchtlinge heran. Für die sahrauische Lagerverwaltung wird die Distribution der Hilfe zum einzigen Bereich, in dem sie am Zug bleibt. Die ganz real existierende Bürokratie einer virtuellen Staatlichkeit beharrt auf ihrem Machtmonopol. Die Elendsverwaltung umfasst Elemente repressiver Herrschaft, bestimmt über den Nahrungsmittelbedarf ihrer Staatsbürger in spe, über die Auslandsreisen, das Studium in Kuba. Auf den umliegenden Märkten in Algerien und Mauretanien tauchen vermehrt Hilfsgüter auf. Ein Endspiel, der bittere Ertrag des sahrauischen Vertrauens in Verhandlung und politischen Dialog. Nach langen Erwägungen entschied medico im Jahre 2004, bei den EU-Geldgebern keinen Antrag auf Nothilfe mehr zu stellen. Zur alleinigen technischen Abwicklung und Überwachung einer Hilfe ohne absehbare Chance auf Beseitigung ihrer Ursachen, zur Aufrechterhaltung einer immerwährenden Lagerhaltung für Flüchtlinge waren wir nicht bereit. Die Entscheidung, nicht mehr den „humanitären Ausputzer“ spielen zu wollen, betrifft allerdings nicht unsere Unterstützung des sahrauischen Anspruchs auf Freiheit und Gerechtigkeit, unser Rücktritt von der alljährlichen Lieferung der Hilfstonnagen ist kein Ausstieg aus Hilfe und Solidarität. Nach Lage der Kräfte liegt die Verantwortung für die ausweglose Lage der Sahrauis und für ihre fortgesetzte Demütigung jetzt bei den Agenturen der UN, weil sie im Augenblick die einzigen sind, die handeln könnten. Sie müssten sich dazu gegen die Mächte stellen, die im Sicherheitsrat das Sagen haben.

Martin Glasenapp

Projektstichwort:

medico wird den Flüchtlingen auch zukünftig zur Seite stehen und das bewährte Gesundheitsprogramm weiter stärken. Geplant ist für dieses Jahr eine Fortbildung von medizinischem Personal. Bewusst finanziert allein aus freien Spendenmitteln. Für die Zukunft sind wir deshalb ganz unmittelbar auf ihre Solidarität und finanzielle Mithilfe angewiesen. Dafür möchten wir Ihnen schon jetzt herzlichst danken.

Bettler können nichts entscheiden

Sierra Leone: Über die Schwierigkeiten einer gleichberechtigten Partnerschaft in ungleichen Verhältnissen

Sierra Leone

Sierra Leone. Februar 2005. Ein uralter Helikopter bringt uns vom Flughafen auf die Halbinsel Freetown, der Hauptstadt Sierra Leones. John Caulcker, Vertreter unseres Projektpartners *Truth and Reconciliation Working Group* heißt uns willkommen. Auf dem Weg in die Stadt kommen wir an vielen großen Neubauten vorbei. „Ja, es hat sich viel verändert seit ihr das erste Mal 2003 hier wart,“ sagt John mit einem sarkastischen Unterton. „Überall werden neue Villen gebaut, es gibt jetzt eine schöne Auswahl von guten Hotels und Restaurants, attraktive Plätze am Strand, europäischen Joghurt im Supermarkt und Bankautomaten.“ „Sierra Leone ist reich,“ sagt Astrid Ilper, Geschäftsträgerin der deutschen Botschaft, „es hat viele Bodenschätze, ein fruchtbares Klima und fischreiche Gewässer. Die offiziellen Diamantexporte sind seit Kriegsende auf 127 Mio. US\$ gestiegen, 3 % davon sind Steuereinnahmen. Nur wenig kommt davon jedoch der Bevölkerung zugute, Bildungs- und Gesundheitswesen sind immer noch in einem miserablen Zustand, von einem ökonomischen Aufschwung ist nichts zu spüren.“

Auch im Gespräch mit John und seinen Kollegen und Kolleginnen der *Truth and Reconciliation Working Group*, einem zivilgesellschaftlichen NGO-Bündnis, das den Prozess der Wahrheitskommission (TRC) kritisch begleitet, herrscht Verdruss: „Im Oktober wurde offiziell der TRC-Abschlußbericht der Regierung übergeben, aber danach wurde er sofort wieder eingezogen. Es sei eine nicht redigierte Version mit Fehlern darin gewesen und er müsse überarbeitet werden, hieß es. Nun ist es Februar 2005 und der endgültige Bericht liegt immer noch nicht vor! Wir haben noch nicht mal den vorläufigen zu Gesicht bekommen, weil es nur 10 Exemplare davon gab. Jetzt gibt es tausend Ausreden, warum der

Bericht noch nicht vorliegt und keiner fühlt sich mehr verantwortlich dafür. Die Kommission hat sich aufgelöst, die internationalen Kommissionsmitglieder sind in alle Welt zerstreut und der Vorsitzende, Bischof Humper, ist keiner, der journalistische Kompetenzen hat. Wir haben überall nachgefragt und Druck gemacht und sind immer nur getröstet worden.“ Der Bericht, so Caulcker, sei doch das politisch wichtigste Ergebnis der Kommission. „Wir wollen damit arbeiten, in den Communities aber auch lobbyistisch als Zivilgesellschaft, damit die Empfehlungen umgesetzt werden. Unserer Meinung nach ist die UN in Genf letztlich verantwortlich, sie hat diesen Prozess in Gang gesetzt und muss sich deshalb auch darum kümmern, dass er korrekt zu Ende gebracht wird.“ Ratlose Bitterkeit liegt auf den Gesichtern der Working Group Mitglieder. „Und wenn wir in die Communities kommen, dann fragen uns die Leute empört, wo der Bericht bleibt.“

Vertreibung der Kriegsgesopfer

Auch bei dem Vorstand der *Sierra Leone War Wounded and Amputees Association* im Aberdeen Camp, der Organisation der im Krieg Verstümmelten, herrscht Ratlosigkeit. Vor uns sitzen Männer, denen Arme oder Beine fehlen. Hinter ihnen Baracken und Wellblechhäuser. Sie sollen vom Camp vertrieben werden, weil ein Investor das Land haben will. Sie weigern sich zu gehen und erzählen von ihren Protesten. „Unsere Bedingung ist, dass wir Zink und 2 Mio. Leones bekommen, damit wir uns eine neue Existenz aufbauen können. Wovon sollen wir denn sonst leben? Wir haben nichts, wir können nicht mehr arbeiten, von der versprochenen Kriegsgesopferentschädigung, die aus einem Prozentsatz des Diamantenhandels finanziert werden soll, haben wir nie wieder was gehört, von 150 Leuten hier

sind schon 36 gestorben, das einzige, was wir tun, ist in die Stadt gehen und betteln.“ Die ‚Amputierten‘ waren die medialen Symbole für die Grausamkeit dieses Krieges, doch sie selbst haben nichts davon. „Wir werden keine Ruhe geben, auf unsere Situation aufmerksam zu

machen,“ sagt Alhaji Juso Jaka, der Vorsitzende. „Wir haben mehrere Eingaben an die Regierung gemacht, wir haben unsere Forderungen aufgeschrieben, wir versuchen mit internationalen Besuchern in Kontakt zu kommen, wie Eurem Bundespräsidenten oder dem norwegischen



Pierre Bourdieu, Ohne Titel, R 10, ca. 1958

Kinder - Eltern

Wir befinden uns im 15. Jahrhundert..., dem Jahrhundert des Weltuntergangs, in dem alles, was als Regel galt, zur Ausnahme wird und alles zuvor Verbotene erlaubt ist. Die Kinder haben keine Ehrfurcht mehr vor ihren Eltern, die Frauen gehen zum Markt, und so weiter. So drückt sich im Volksempfinden die Erfahrung einer verkehrten Welt aus, in der alles zuwiderläuft. Die allseitige Unordnung und das Chaos werden als Welt der Endzeit wahrgenommen, die den Weltuntergang ankündigt. Und in Algerien können wir den Weltuntergang erleben. Aber der Untergang dieser Welt wird auch als Ankündigung einer neuen Welt wahrgenommen.

Pierre Bourdieu, „Guerre et mutation social en Algérie“. Revue Études méditerranéennes, Paris 1960

Prinzen, der morgen hier sein wird. Euren Präsidenten haben wir zwar nicht gesehen, aber seine Journalisten haben sich alles notiert.“

Gibt es einen angemessenen Umgang mit den Hoffnungen und Erwartungen von Menschen in einer solchen Situation? Wir können an ihrer Situation nichts ändern, das Problem muss politisch gelöst werden. Unsere Hilfe beschränkt sich auf Anteilnahme, Zuhören, Öffentlichkeitsarbeit und kleinere Unterstützung für Fahrt- und Kommunikationskosten der Selbstorganisation.

Solange Hilfe kein Recht ist

„Bettler können nicht entscheiden, sagt man bei uns,“ erklärt Steven von *Graceland Counselling Services* mit verlegenem Lachen, als wir das Budget 2005 diskutieren. „Ihr müsst entscheiden, was Ihr uns geben wollt.“ „Aber Ihr könnt formulieren, was Ihr braucht und wofür ihr die Mittel, die wir zur Verfügung stellen können, einsetzen wollt,“ entgegnet wir und verweisen auf das medico-Prinzip der Partnerorientierung. Es ist eine Diskussion im Kontext von Ungleichheit und einer Finanzierungskultur, in der üblicherweise der Geber sagt, was gemacht wird. Solange die Hilfe eine Gnade ist und kein Recht, solange es um Almosen und nicht um Umverteilung von Ressourcen geht, ist auch die kritische Hilfe im herrschenden Diskurs gefangen. Bondu Manyeh, die Leiterin von *Graceland Counselling Services*, nimmt uns mit nach Lumley, wo sie ein kleines Zentrum zur Unterstützung von kriegstraumatisierten Frauen aufgebaut haben. Gut 30 Frauen kommen regelmäßig hierher, lernen handwerkliche Techniken, mit denen sie hoffen, Geld verdienen zu können, besuchen Alphabetisierungs- und Rechenkurse und versuchen durch psychosoziale Beratung bei Bondu den Alptraum ihrer Kriegserlebnisse etwas zu bändigen. Alle wurden

schwer missbraucht, manche wurden körperlich so misshandelt, dass sie schwere Gesundheitsschäden davongetragen haben.

Auf der Rückfahrt erzählt Bondu, dass die Geschichten der Frauen manchmal schwer zu ertragen sind.. „Was mir geholfen hat und mich in meiner Arbeit sehr gestärkt, ist die Fortbildung mit den Südafrikanern von *Sinani*“, sagt Bondu, „ihre partizipative Art der Kursleitung, die Inhalte und die Handbücher, waren alle sehr nützlich. Ich würde gerne noch viel mehr lernen und mich über die praktische Arbeit austauschen.“ 2004 hatte medico (mit Hilfe eines Zuschusses vom Auswärtigen Amt) eine Trägerfortbildung für 30 sierra-leonische Teilnehmer organisiert, die gemeindeorientierte psychosoziale Arbeit machen bzw. machen wollen. 2 Trainer von *Sinani*, dem *KwaZulu-Natal Programme for Survivors of Violence*, das in Südafrika seit 10 Jahren eine innovative psychosoziale Arbeit in gewaltgeprägten Gemeinden durchführt, führen zweimal zu einem 10-tägigen Workshop nach Sierra Leone. Mit Hilfe eines Fragebogens erhalten wir auch von den anderen Fortbildungsteilnehmern Rückmeldungen und sind beeindruckt vom positiven Feedback.

Kurz vor der Abreise treffen wir Ken und Sahr, die als Organisationsberater arbeiten und eine sierra-leonische Consulting-NGO aufgebaut haben. „Dieser Development-Diskurs über Partizipation und Nachhaltigkeit ist ein riesiger Paradigmenwechsel für die Leute hier. Es fällt ihnen schwer, langfristig zu planen, eigene Stärken zu kennen und Ziele zu formulieren, weil alles auf das unmittelbare Überleben in einem autoritären und von Willkür geprägten Kontext eingestellt ist. Diese Fremdbestimmung müssen wir ändern. Wir kämpfen darum, zu dieser globalen Welt als Gleichberechtigte dazuzugehören.“

Usche Merk

Projektstichwort:

medico fördert...: Die *Truth and Reconciliation Working Group*, eine Arbeitsgruppe zur Begleitung des Wahrheits- und Versöhnungsprozesses; *Graceland Counselling Services*, die mit missbrauchten Frauen psychosoziale und Basisgesundheitsversorgung organisiert; *Sierra Leone War Wounded and Amputees Association*, die Organisation der Verstümmelten. Für diese Arbeit im ärmsten Land der Erde bitten wir dringend um Ihre Unterstützung.

Gestern, Heute und Morgen in Kurdistan

„Auch Schildkröten können fliegen“ ist der erste Film, der seit dem Fall des Baath-Regimes im Irak gedreht wurde. In den schrecklichen alten Zeiten gab es im Irak nur eine 35mm-Filmkamera. Mit ihr wurden allein Propagandafilme über Saddam Hussein gedreht. Und bis heute gibt es in Kurdistan nicht mehr als eine Handvoll Kinos. Die Kurden, so der kurdische Regisseur Bahman Goubadi, seien ja die Hauptdarsteller in ihren eigenen Action-Filmen, aber immer als Opfer. Der aus dem Iran stammende Goubadi erzählt nach seinem letzten Erfolgsfilm („Zeit der trunkenen Pferde“, 2000) wieder von der schwächsten vorstellbaren Gruppe überhaupt, kurdischen Waisenkindern in einem Flüchtlingslager nahe der Grenze zu Iran und der Türkei unmittelbar vor den ersten Angriffen der US-amerikanischen Bomber. Die Kinder, viele von ihnen verstümmelt, suchen Landminen, um sie zu verkaufen. Das ist die Gefahr von unten. Und oben am Himmel dröhnen die Vorbote der neuesten Kriegstechnologie. „Ich hoffe, dass die jungen Leute in Kurdistan zukünftig digitale Kameras statt Kalaschnikows in die Hände nehmen und der Welt ihre Geschichte erzählen“, sagt Bahman Goubadi und hofft auf eine bessere Zukunft in seinem Land, wo in den Städten zwar unzählige Männercafés und Moscheen zu finden sind, aber fast nirgends ein Kinosaal.

„Auch Schildkröten können fliegen“ wurde u.a. auf den Filmfestivals in San Sebastian, Chicago und unlängst auch auf der Berlinale ausgezeichnet. medico ermöglicht mit 15.000 Euro den Kinostart in Deutschland am 5. Mai.



Foto: mitosfilm

Die obszöne Schönheit der Todeszone

Lukas Einsele zeigt Porträts von Minenopfern

„Das Grauen ist fotografisch abgegriffen“ sagt Lukas Einsele über sein Minen-Kunstprojekt *One Step Beyond*, das derzeit im Haus Esthers in Krefeld zu sehen ist. Einsele, der „Schwellengänger zwischen Dokumentation, Agitation und Kunst“ (SZ) verbindet die Opfer der Kriegsregionen mit dem Friedensanschein unserer Breiten, in denen die Minen produziert werden. Die Documenta-Kuratorin Catherine David, die die Ausstellung begleitet, kennzeichnet die Minenopfer mit den Worten des italienischen Philosophen Giorgio Agamben als jene *homines sacri*, eine zum Töten freigegebene Biomasse im Spiel von (Un-)rechtsordnungen und militärisch industriellen Komplexen, reduziert auf das Nichts ihrer Körper. Lesen Sie mehr darüber unter www.medico.de und besuchen Sie die Ausstellung.

Es lohnt sich!

One Step Beyond – Wiederbegegnung mit der Mine. Museum Haus Esthers, Krefeld bis zum **8.5.2005**

2004 haben wir unsere Kunst- und Spendenaktion „600 x Bewegung schaffen – Räumt die Mine“ mit dem Ziel gestartet, mehr Bewegungsfreiheit zu schaffen für die von Minen bedrohten Menschen in den medico-Projektgebieten. Inzwischen wurden 150 virtuelle Minenfelder der aus 600 Segmenten bestehenden Kunstinstallation von Peter Zizka geräumt. Immer neue Spender und Minenräumteams sorgen mit aktivierenden Ideen für jede Menge Bewegung. Konzerte finden statt, die Integrierte Gesamtschule Paffrath „räumt“ gleich mehrere Minen und wird daraus ein „Denkmal“ in der Schule errichten. Die Schülerinnen und Schüler feierten Solidaritätspartys und informierten in der Fußgängerzone von Bergisch-Gladbach über Minengefahren im Alltag. In anderer Sache aber gleicher Mission wurden wir von der Star-Trek-Community mit der Auszeichnung „Trekkie of the Month“ geehrt - im Vormonat war das noch Toni Negri (sic!).

Der „Bewegungsmelder“, den Sie per Mail erhalten können, informiert Sie regelmäßig über den Fortgang unserer Aktion, gibt Anregungen und fördert so den kommunikativen Austausch, der unser gemeinsames Engagement gegen Landminen voranbringen soll.

E-Mail an: bewegungsmelder@medico.de



was wann wo

„Gesundheit für Alle“

Diese zentrale Forderung des People's Health Movement ist Thema eines Workshops von medico-Mitarbeiter Andreas Wulf, der medico-Projekte für eine Basisgesundheitsversorgung vorstellt. 27.05.2005 auf dem Evangelischen Kirchentag Hannover 15.00 bis 16.15 Uhr Fachhochschule, Blumhardtstr. 2

Pierre Bourdieu: In Algerien. Zeugnisse einer Entwurzelung.

Ausstellung Gasteig / München **bis 8. Mai 2005, Symposium zur Ausstellung** 16. April 2005, 14.00 bis 19.00 Uhr. Mit Beiträgen von Franz Schultheis (Fondation Pierre Bourdieu) Christine Frisinghelli (Camera Austria, Kunsthaus Graz), Thomas Gebauer (medico international) u. a.

medico-Newsletter

Sie möchten regelmäßig über die Aktivitäten von medico informiert werden? Der medico-newsletter informiert Sie regelmäßig über unsere Kampagnen, über Veranstaltungen, die Veröffentlichung neuer medico-Publikationen und die Hintergründe unserer Projektarbeit. Bei Interesse E-Mail an info@medico.de

Suchmeldung: Nicaragua-Plakate

Für ein Buch sucht Otker Bujard Plakate zum Thema Nicaragua, insbesondere aus den Jahren nach 1985. Wer hat noch Bestände?
Kontakt: otkerbujard@compuserve.de

„Das Kapital ist ein gemeinschaftliches Produkt und kann nur durch eine gemeinsame Tätigkeit vieler Mitglieder, ja in letzter Instanz nur durch die gemeinsame Tätigkeit aller Mitglieder der Gesellschaft in Bewegung gesetzt werden. Wenn also das Kapital in ein gemeinschaftliches Eigentum verwandelt wird, so verwandelt sich nicht persönliches Eigentum in gesellschaftliches. Nur der gesellschaftliche Charakter des Eigentums verwandelt sich. Er verliert seinen Klassencharakter.“

(Karl. M. / Friedrich. E.)

Gegründet... die Stiftung!

stiftung medico international

Im vergänglichem braunen Behördenumschlag traf kurz vor dem Jahreswechsel noch das ein, worauf wir lange gewartet hatten und das sich allerdings auf ein Anliegen von Dauer bezieht: die Gründungsurkunde der Stiftung medico international. Für uns, die wir hart daran gearbeitet hatten, um mit Verwaltungen, Finanzämtern und Banken all die einschlägigen Fragen von Satzung, Gemeinnützigkeit, Kontoführung und des Mitteltransfers zu klären, ein großer Moment. Gefreut aber haben wir uns vor allem, dass die Stiftung mit einem Grundstock von etwas über 1 Mio. € gegründet werden konnte. Das ist fraglos ein großer Erfolg, der nicht zuletzt all jenen zu verdanken ist, die in den zurückliegenden Monaten für die Stiftung im Bekannten- und Freundeskreis geworben haben. Drei Großstifter sind dem Aufruf gefolgt und 34 weitere Zustifterinnen und Zustifter haben sich bis heute mit der Mindestsumme von 3.000 € (und darüber) beteiligt.

Auch das Interesse an der Stiftung hat zugenommen. Immer wieder haben wir Angebote erhalten, die Stiftung in Testamenten zu berücksichtigen oder ihr einen Teil von Erbschaften zu überlassen. Es sieht danach aus, dass die Stiftung weiter wachsen wird, und weil dies ihr im Sinne der Ziele, die sie verfolgt, nur zu wünschen ist, freuen wir uns natürlich über alle, die als Zustifterin und Zustifter mit von der Partie sein wollen. Unterdessen hat der erste Stiftungsvorstand, der von Dr. Andrea Weber, Brigitte Kühn und Prof. Joachim Hirsch gebildet wird, seine Arbeit aufgenommen und beispielsweise dafür gesorgt, dass die Stiftungsmittel nach ethisch-nachhaltigen Kriterien angelegt wurden. Auch die ersten Mitglieder des Stiftungsbeirates konnten benannt werden, darunter Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Rupert von Plottnitz, Ulrike Holler, Dr. Paul Parin, Prof. Diwi Dreysse.

Und es gibt bereits eine Idee, wie die Stiftung ihre Gründung auch mit einer öffentlichen Veranstaltung feierlich begehen könnte. So gut es vorstellbar wäre, einfach nur auf ein Glas zusammenzukommen, so nachdrücklich wollen wir doch die Anliegen der Stiftung voranbringen. Um Absicherung von Solidarität auch in politisch schwierigen Zeiten ist es ihr gelegen. Und genau dieser Frage soll auf einem öffentlichen Gründungssymposium nachgegangen werden: Was bedeutet Solidarität heute? Welchen Transformationen ist sie unterworfen? All dies natürlich auch mit Blick auf das Geschehen, das sich um die Seebeben-Katastrophe gerankt hat.

Wenn Sie daran beteiligt sein wollen, schreiben Sie uns. Gudrun Kortas steht Ihnen in allen die Stiftung betreffenden Fragen jederzeit zur Verfügung.

Herzlichst
Ihr
Thomas Gebauer

PS. Auch das FAZ-Feuilleton empfahl zuletzt, sich von dem Trierer Philosophen mal wieder anregen zu lassen, „an die scheinbar gottgegebene Gesellschaftsform, die einen umgibt, die richtige und wichtige Frage zu stellen“.

Spendeninformation

Adressänderung Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendennummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu „finden“, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Einmalige Spende Wenn Sie uns eine Spende überweisen, möchten wir sie bitten, auf dem Überweisungsformular Ihren Namen und Ihre Anschrift deutlich zu vermerken. Bitte geben Sie wenn möglich auch Ihre medico-Spendennummer an, das erleichtert uns die Arbeit sehr. Die Spendenbescheinigung senden wir Ihnen bei Spenden über 100 € automatisch zu. Bei Beträgen bis einschließlich 100 € genügt dem Finanzamt in der Regel der Einzahlungsbeleg, versehen mit dem Eingangsstempel der Bank. Auf Anfrage erhalten Sie gerne auch hierfür eine Spendenbescheinigung.

Fördermitgliedschaft Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Spendenquittungstelefon: Tel. (069) 944 38-11,
Fax: (069) 94438-15 oder E-Mail: info@medico.de

Bankverbindung: medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 50050201

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

materialliste

Liebe Leserinnen und Leser, wir möchten Ihnen eine Auswahl unseres Materials vorstellen, das Sie – auch in größeren Mengen – bei uns bestellen können. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Schule, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter Tel. (069) 944 38-0 gerne zur Verfügung. Die vollständige Material- und Publikationsliste können Sie bei uns anfordern oder auf unserer Homepage einsehen.

Hinweis: Unsere Materialien sind kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

medico im Überblick



Broschüre stiftung medico international

(12 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international, die Ende 2004 gegründet wurde.

medico Rundschreiben

Nummer 03 | 04:
Schwerpunkt: Internationale Netzwerke

Nummer 04 | 04:
Schwerpunkt: Die freie Welt der Slums



Jahresbericht 2003

(28 S.) mit Gesamtüberblick über Projekte/Projektländer, Arbeitsfelder, Grundsätze, Schwerpunkte 2003, Finanzbericht, Organisationsstruktur.

Kampagnen

Zu allen Kampagnen gibt es eine vielfältige Auswahl von Materialien. Filme, Postkarten, Ausstellungen. Interessiert? Rufen Sie uns an unter: (069) 944 38-27 (Anne Jung). Hier ein Beispiel:



Die Saat des Krieges

(8 S.) Die Minenzeitung informiert über Kampagnenaktivitäten und Projektarbeit von medico.

Reports



NEU Im Inneren der Globalisierung

Beiträge zur psychosozialen Arbeit im neuen Jahrtausend

(230 S.) Der medico-Report 26 reflektiert Konzepte und Praxis psychosozialer Arbeit in Gewaltkontexten und die unterschiedlichen Dimensionen von

Täter- und Opferrealitäten in Zeiten der Globalisierung. 12 €. **Lieferbar ab Sommer 2005.**

Eine Liste aller Reports schicken wir Ihnen gerne zu.

Projekte



NEU Indien / Sri Lanka

Sind Sie nur wegen des Tsunami hier?

Faltblatt zur Katastrophe vor und nach der

Flutwelle, von der Instrumentalisierung der Hilfe und von Partnerschaften in Zeiten der Globalisierung.



Israel / Palästina: Zukunft ohne Aussicht? Hilfe im Zeichen paradoxer Hoffnung

(16 S.) Über den

Mauerbau, der Israelis und Palästinenser zu Gefangenen macht. Vorstellung der medico-Unterstützung für Kooperation und Gleichberechtigung.

Wir informieren Sie gerne über alle Projekte, die wir in Afrika, Lateinamerika, Südasien und im Nahen Osten unterstützen. Die Liste können Sie telefonisch bestellen oder unter www.medico.de nachlesen.

Ich bestelle:

- Broschüre stiftung medico international
- medico Rundschreiben 03 | 04
- medico Rundschreiben 04 | 04
- medico Jahresbericht 2003
- Zeitung - Die Saat des Krieges
- Report 26 - Im Inneren der Globalisierung (12 €) lieferbar ab Sommer 2005!
- Faltblatt - Indien/Sri Lanka: Sind Sie nur wegen des Tsunami hier ?
- Faltblatt - Israel/Palästina: Zukunft ohne Aussicht?

Name:

Straße:

Ort:

Meine Spendennummer:

Ich möchte

- kostenlose Materialien bestellen
- ggn. Rechnung (zzgl. 2 € Versandkosten) bezahlen
- dass der Rechnungsbetrag einmalig für diese Bestellung von meinem Bankkonto abgebucht wird

Kontonummer:

bei der Bank:

BLZ:

Datum:

Unterschrift:

Bitte einsenden an:



medico international e.V.
Burgstraße 106
D-60389 Frankfurt am Main
oder faxen an: (069) 436002

Besuch in Deutschland

Der Anblick, den die zerstörten Städte in Deutschland bieten, und die Tatsache, dass man über die deutschen Vernichtungs- und Konzentrationslager Bescheid weiß, haben bewirkt, dass über Europa ein Schatten tiefer Trauer liegt. Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, dass niemand um die Toten trauert. Dieser allgemeine Gefühlsangel, der manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlichen brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen.

Diese Gleichgültigkeit kann an Personen unterschiedlichster Bildung überprüft werden. Das einfachste Experiment besteht darin, *expressis verbis* festzustellen, was der Gesprächspartner schon von Beginn der Unterhaltung an bemerkt hat, nämlich dass man Jude sei. Hierauf folgt in der Regel eine kurze Verlegenheitspause; und danach kommt - keine persönliche Frage, wie etwa: „Wohin gingen Sie, als Sie Deutschland verließen?“, kein Anzeichen von Mitleid, etwa dergestalt: „Was geschah mit Ihrer Familie?“ - sondern es folgt eine Flut von Geschichten, wie die Deutschen gelitten hätten (was sicher stimmt, aber nicht hierher gehört); und wenn die Versuchsperson dieses kleinen Experiments zufällig gebildet und intelligent ist, dann geht sie dazu über, die Leiden der Deutschen gegen die Leiden der anderen aufzurechnen, womit sie stillschweigend zu verstehen gibt, dass die Leidensbilanz ausgeglichen sei und dass man nun zu einem ergiebigeren Thema überwechseln könne. Ein ähnliches Ausweichmanöver kennzeichnet die Standardreaktion auf die Ruinen. Wenn es überhaupt zu einer offenen Reaktion kommt, dann besteht sie aus einem Seufzer, auf welchen die halb rhetorische, halb wehmütige Frage folgt: „Warum muss die Menschheit immer nur Krieg führen?“. Der Durchschnittsdeutsche sucht die Ursachen des letzten Krieges nicht in den Taten des Naziregimes, sondern in den Ereignissen, die zur Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies führten.

Hannah Arendt, Report from Germany (1949-1950)